D. L. ~~1156~~
~~1156~~
~~D. L. 822~~ fol.° 102/3
Phil
3518
-3-

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Vom Herausgeber des Elpizon.

[Verf. Sintenis Chr. Friedr.]

Dritter und letzter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1811.

Inhalt.

61. Einzelne grosse Menschen und ihr Erscheinen. . . . . Seite 1
62. Das Beschauungsglas — in Bezug auf die Welt. . . . . . . — 17
63. Selbsterhebung. . . . . . — 31
64. Freuden und Leiden des hohen Gefühls. — 43
65. Moralische Menschenmetamorphosen durch Glück und Unglück. . . . . — 55
66. Pflege der Humanität. . . . — 67
67. Moralische Weltordnung. . . . — 79
68. Das Verschönerungssistem — prädominirend in der Natur. . . . . — 92
69. Der Glaube — wie er aus uns selbst hervorgeht. . . . . . — 104
70. Einflüsse des Körpers auf den Geist, und des Geistes auf den Körper. . . — 118
71. Rückkehr der Alten zum Alten. . . — 130
72. Der heilige Bund. . . . . — 141
73. Die Ruinen. . . . . . — 152
74. Die Formen. . . . . . — 163

75. Verdienste um Selbstmörder besserer Art. . . . . Seite 175
76. Hospitalität. . . . . . . — 187
77. Das Wiedersehen unserer Lieben jenseits. — 198
78. Heilige Freude über uns selbst. . . — 210
79. Schöne Sklaverei. . . . . — 221
80. Weises und edles Inkognito — Rühmliche Verbergungskunst. . . . — 231
81. Freigeisterei. . . . . . — 240
82. Scheinheiligkeit. . . . . — 251
83. Das entehrendste Unmoralische. . . — 262
84. Nützliche Trennungen auf einige Zeit — 274
85. Etwas Allerchristlichstes. . . . — 284
86. Herbstempfindungen im Freien. . . — 296
87. Das Prophetenwesen. . . . — 304
88. Wechselseitige Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander. . . . — 315
89. Meine letzten Empfindungen hier. . — 324
90. Meine ersten Empfindungen dort. . — 336

Stunden
des
einsamen Nachdenkens
im
Schosse der schönen Natur.

Ein und sechzigste Stunde.

Einzelne grosse Menschen und ihr Erscheinen.

Es gibt Menschen von ausserordentlichem Genie, und unter ihnen Manche, die, wenn sie das Schicksal eben so begünstigt, wie die Natur, es so weit bringen, daß man sie die Männer, mitunter auch wohl die Frauen ihres Jahrhunderts, ja, ihres Jahrtausends, nennen kann.

Dergleichen an Geist erhabene — man könnte schier sagen, übererhabene — Einzelne erscheinen von Zeit zu Zeit unter allerlei Völkern und unter allerlei Himmelsstrichen. Sie erscheinen unter iedem Volke, sobald ihm es gelingt, sich nicht nur aus dem ganzen, sondern auch aus dem halben Affenstande hervorzuarbeiten; freilich aber können sie da nie erscheinen, wo es das Ansehen hat, als habe die Natur daselbst die Men-

schen durch ein unbarmherziges Klima zu einem ewigen halben Affenstande verurtheilt.

Man kann sich das Erscheinen solcher ausgezeichneten Einzelnen leicht begreiflich machen. — Gibt es denn etwa ein gewisses Maas, nach welchem die höheren geistigen Kräfte ausgetheilt würden? Traun, so wenig, als es ein gewisses Maas gibt, nach welchem die phisischen Kräfte ausgetheilt werden! In was für einer unendlichen Verschidenheit zeigen sich diese an uns Menschen! Ohne an ein besonderes Riesenvolk und an ein besonderes Zwergsvolk zu glauben — gibts denn nicht in der That einzelne Riesen und einzelne Zwerge? Ganz so, wie es um die phisischen Kräfte steht, steht es auch um die geistigen Kräfte. Ein Mensch ist von Natur schon immer reicher damit begabt, als der andere; die unendlichste Verschidenheit findet auch hierbei Statt, wie in dem gesamten unbegrenzten Schöpfungswesen überall. Wie nun ein Maas von Geisteskräften offenbar immer das andere übersteigt, und von einem andern wieder überstiegen wird, so ist auch leicht zu erachten, daß es zuweilen Maasse geben werde, die ausserordentlich hoch steigen. Nicht nur bestätigt die Geschichte diese Erachtung, oder

Vermuthung, auf vielen ihrer Bläter, sondern wir selbst erleben ia auch die Wahrheit davon, und können sie nicht ableugnen. Kurz, es gibt Riesen an Geist, wie es Körperriesen gibt. Sie sind es, welche auch nicht erst ausrufen dürfen — betrachtet uns doch! Die Augen Aller richten sich unter gewissen Umständen bald von selbst auf sie.

Nie soll man Menschen von ausserordentlichem Genie — es mag sie die Vorwelt, oder die Zeitgenossenschaft, aufweisen — in Betracht nehmen, ohne sich in Achtung für die menschliche Natur zu stärken. Man soll dis sogar auch dann nicht unterlassen, wenn sie ihr ausserordentliches Genie misbrauchten. Der Misbrauch wäre ia dann doch nur Sache ihres eigenen Willens, über den ihre Natur nicht zu gebieten hatte, sondern über den sie selbst nur gebieten konnten. Freilich kann man alsdann nicht sie, sondern blos die menschliche Natur an ihnen, achten, welche gleichsam in eine höhere Geisterart einreicht; sie für ihre Personen verdienen dann nur erst Achtung, wenn sie ihr ausserordentliches Genie heilsam für die menschliche Geselschaft gebrauchen. Sobald sie dis aber auch thun, sind sie so ehrwürdig, wie die menschliche

Natur an ihnen, oder wie das ungewöhnliche Maas ihrer geistigen Kräfte, es ist.

O wie schön wär's doch, wenn's immer so wäre, daß sich der Wille so erhaben zeigte, wie das Genie! Nicht nur sie selbst, die Besitzer ausserordentlicher Geisteskräfte, erstiegen dadurch die hohe Stufe erst vollkommen, welche ihnen bereitet ward, sondern die Welt würde sie auch als Halbgötter verehren, die in menschlicher Gestalt zu ihnen gekommen wären. Besonders würde dis der Fall sein, wenn sie als Menschen von ausserordentlichem Genie auch mit ausserordentlicher äuserlicher Macht bekleidet wären. Wenn da ihr Herz so erhaben wäre, wie ihr Genie und wie ihre Macht — was fehlte der Welt zu ihrem Heile. Es mangelte nicht an dergleichen Herrlichen, und ihnen verdankten ganze Völker ihr äuserliches und inneres Wohl; es mangelte aber auch nicht an Gegenfüslern von ihnen, und über sie schrieen ganze Völker Ach und Weh.

Da die gesamte Weltgeschichte lehrt, daß ausserordentliche Geisteskräfte von Menschen, die sie besassen, bald sehr edel gebraucht, bald sehr gemisbraucht wurden, so hat man wohl den Wunsch gethan, daß also dergleichen Menschen lieber gar

nicht erscheinen möchten. Dieser Wunsch ist aber nicht nur gleich an sich ein vergeblicher Wunsch — denn die Natur lässt nun einmal, wie gesagt, solche Einzelne erscheinen, und mus sie erscheinen lassen; sondern — ist er auch wohl ein vernünftiger Wunsch? Was wäre die Menschheit noch auf diesen Tag, wenn dergleichen Erhabene an Geist nicht von Zeit zu Zeit erschienen wären? In der That, daß sie überall so weit kam, als sie gekommen ist, hat sie blos ihnen zu danken. Sie waren es, die die Menschen in die bürgerliche Gesellschaft einführten, Staaten errichteten, Gesetze der Ordnung in ihnen gaben, und so den ersten Grund zur Kultur der Menschheit legten. Sie machten die wichtigsten Entdeckungen, und erfanden Künste und Wissenschaften. Sie schufen Naturkunde, Körperkunde, Heilkunde, Erdkunde, Himmelskunde, Mathematik, Philosophie, Pädagogik, u. s. w. Sie wurden die Stifter der Religionen und die Reformatoren derselben. Alle höhere Ausbildung, alle wahre menschliche Glückseligkeit schreibt sich also von ihnen her. — Wollte man hierauf erwiedern, daß sich auch viel Verbildung des Geistes und Herzens und viel grosses menschliches Elend von ihnen blos herschreibe, so

ist dis allerdings nicht abzuleugnen. Ja, ia, sie machten z. B. auch oft die schädlichsten Entdekkungen, und erfanden auch oft die abscheulichsten Künste und Wissenschaften. Sie schufen oft eine Philosophie, die alle Religion untergrub, und lieferten oft anziehende schöngeisterische Schriften und reitzende Meisterwerke für's Auge, die aller Sittlichkeit Hohn sprachen. Sie verwüsteten oft errichtete Staaten, oder machten doch durch die härteste Gesetzgebung und durch despotische Regirung die Menschen in selbigen weit unglücklicher, als sie in der Wüste gewesen sein würden. Alles wahr, wahr! worauf leitet dis aber hin? Doch nur auf die Frage — ob das Erscheinen der Erhabenen an Geist der Menschheit mehr genützt, oder geschadet, habe... Nun, diese Frage ist doch wohl gleich beantwortet, sobald man erwägt, daß die Menschheit ohne ihr Erscheinen durchaus nicht so weit gekommen wäre, als sie iezt ist. So ists dann doch wohl z. B. besser, daß oft Staaten zerstört wurden, als daß es nie einen Staat gegeben hätte. So ists doch wohl auch besser, daß oft die schädlichsten Entdeckungen gemacht wurden, als daß überhaupt nie Entdeckungen gemacht worden wären, und besser, daß oft die abscheulich-

sten Künste und Wissenschaften erfunden wurden, als daß gar keine Künste und Wissenschaften erfunden worden wären. Und — so ists doch auch wohl besser, daß oft die Philosophie auf Untergrabung aller Religion ausging, als daß wir gar keine Philosophie hätten, und daß schöngeisterische Schriften und Meisterwerke für's Auge oft aller Sittlichkeit Hohn sprachen, als daß es dergleichen Schriften und Meisterwerke gar nicht gäbe.

Man würde sehr irren, wenn man die Menschen von ausserordentlichem Genie bei kultivirten Völkern nur in den höheren Ständen suchte, oder, falls sie auch zugleich mit ausserordentlicher Macht bekleidet sein sollten, gar glaubte, daß sie auch geborne Thronerben sein müsten. Das Genie zeigt sich vielmehr in allerlei Ständen, und in den nidrigeren oft am bewundernswürdigsten. Aus diesen stammten häufig die Urheber des wichtigsten Erfundenen, die berühmtesten Entdecker und die grössesten Gelehrten und Künstler aller Art ab. Niemand beförderte sonderlich ihre Bildung; ihr Genie bildete sich selbst aus, und trug so den Stempel der Originalität in höchster Fülle. Ists mit den ausserordentlichsten Menschen, die iemals, auf Thronen sitzend, den

Völkern geboten, und mit ihnen thaten, wie sie wollten, anders? Wurden sie alle auf Thronen schon geboren? Stammten sie alle auch nur von Thronbesitzern ab? Nun, die allerersten Thronherren, die eigentlichen Thronen errichter, doch wohl nicht, und diese gehörten gewis zu den ausserordentlichsten Menschen; aber auch der übrigen wegen, welche nachher an Ausserordentlichkeit ihnen glichen, gibt auf die hier aufgeworfenen Fragen eine verneinende Antwort die ganze bekannte Menschengeschichte — sowohl die ältere, als auch die neuere und die allerneueste.

Mit Recht wird behauptet, daß Gott die Menschen von ausserordentlichem Genie bei seiner moralischen Weltregirung oft zu seinen Werkzeugen mache — besonders alsdann, wenn sie auch mit ausserordentlicher Macht umgeben sind. Wer könnte die Geschichte lesen, ohne dieser Meinung zugethan zu werden?

Der Einwand hiergegen, daß auf solche Weise die Art des Gebrauchs ausserordentlicher Geisteskräfte von Gott bestimmt zu werden scheine, und daß also die, welche Heil mit ihnen stifteten, kein Verdienst dabei hätten, und die, welche Unheil durch sie anrichteten, nicht verantwortlich dafür

wären, weil man sie insgesamt als Werkzeuge der göttlichen Fürsehung zu betrachten habe — ist nicht von der Erheblichkeit, welche man ihm zueignet . . . Es müssen, nochmals gesagt, Ausgezeichnete an Geist von Zeit zu Zeit unter allerlei Völkern und unter allerlei Himmelsstrichen erscheinen, wie Ausgezeichnete an phisischen Kräften — dis liegt im Schäpfungswesen selbst; Jedem aber, der sich einer solchen höheren Auszeichnung zu erfreuen hat, ist und bleibt seine Willensfreiheit in Ansehung des Gebrauchs derselben unbenommen — er ist Mensch, d. h. ein sittliches Wesen, das sich selbst bestimmen kann und soll. Ihm bleibt also auch seine Verdienstlichkeit dabei, wenn er Heil stiftet, und seine Verantwortlichkeit dafür, wenn er Unheil anrichtet. Er ist kein blosses Werkzeug Gottes, sondern Gott bedient sich seiner nur zu seinem Werkzeuge. Er erscheint nicht, um Gottes Werkzeug zu werden, sondern er wird es, wenn er erscheint, und — wenn's die moralische Weltregirung erfordert, welche nicht nur Segnen, sondern auch Züchtigen, mit sich bringt. Trift er nicht in einen solchen Zeitpunkt, so gelingt ihm — und wenn seine Macht so gros wäre, wie sein Genie —

weder sein grosses Heilstiftenwollen, noch sein grosses Unheilstiftenwollen; trift er aber mit einem solchen Zeitpunkte zusammen, so gelingt ihm das Eine, wie das Andere. Beweiset die Weltgeschichte nicht Beides zur Genüge? Ward nicht dieselbe allerheilsamste Reformation oft von Mehreren vergeblich versucht, und die allerheilloseste Machination gegen die Menschheit desgleichen? Endlich gelang iene — endlich gelang diese; wie ging dis zu? Die moralische Weltregirung erforderte es nun; die Menschheit war nun reif dazu, in hohem Grade gesegnet, oder in hohem Grade gezüchtigt zu werden... So scheitern sogar auf immer gewisse Himmelsplane und gewisse Höllenplane ausserordentlicher Menschen, weil sie zu dem Allplane Gottes für ihr Geschlecht ganz und gar nicht passen; und — so ists auch auf der Stelle gleich noch weit mehr erklärt, daß viel ausserordentliche Menschen erschienen und wieder verschwanden, ohne daß sich Gott ihrer zu Werkzeugen bei seiner moralischen Weltregirung auch nur im geringsten bediente. Auftreten müssen und mögen dergleichen Menschen immer; ob Gott sie aber zu seinen Werkzeugen gebrauchen wolle — dis steht bei ihm. Eben so stehts iedoch aber auch

bei ihnen selbst, ob sie seine Werkzeuge werden wollen, oder nicht. Gott, der sie willensfrei schuf, kann nachher ihren Willen nicht nothzwängen wollen. So bleibt also ausserordentlichen Menschen ihre Verdienstlichkeit um grosses Heil, das sie stiften, und ihre Verantwortlichkeit für grosses Unheil, das sie anrichten — wenn sie auch gleich Werkzeuge Gottes bei der moralischen Weltregirung damit sind.

Die Ausserordentlichen, welche Heil stiften, pflegen es gern zu hören, wenn man ihnen ihre Verdienstlichkeit dabei einräumt, und — sie thun recht daran; die Ausserordentlichen aber, welche Unheil von Belang anrichten, wollen von Verantwortlichkeit dafür nichts wissen, sondern rechtfertigen sich deshalb damit, daß sie Werkzeuge Gottes bei seiner moralischen Weltregirung wären. Mögen sie dis nun auch sein, so werden sie doch am Ende demselben Allerhöchsten, als ihrem Richter, für ihr gestiftetes Unheil, das er als Züchtigung zulies, zur Rede stehen müssen. Hat denn die Geschichte nicht sogar auch Belege genug darüber, daß Gott dergleichen Werkzeuge nach einer gewissen Zeit wieder zerbrach? O wie schön ists doch, wenn die Ausserordentlichen sich Gott bei

seiner moralischen Weltregirung als Werkzeuge zum Segnen anbieten! Will er dann gerade segnen, so wird er sie auch zu Werkzeugen dazu gebrauchen, und ihr Segnen wird ihnen gelingen. Gebraucht er sie nicht dazu, so dürfen sie sich doch ihres Anerbietens nicht schämen.

So oft ein ausserordentlicher Mensch — gleich ausserordentlich an Gewalt, wie an Genie — erscheint, und um sich her ebenso ausserordentlich wirkt, soll eigentlich nicht die Zeitgenossenschaft, sondern die Nachwelt erst, darüber urtheilen, was für ein Werkzeug Gottes bei der moralischen Weltregirung er gewesen sei. Was auf der Stelle allgemeines Heil war, ging schon oft nach einer gewissen Reihe von Jahren in allgemeines Unheil über, das viel länger dauerte. Ebenso verhält sichs auf der andern Seite der Menschheit. Wie bei grossen gesellschaftlichen Umschaffungen oft nur gewisse Stände, als einzelne Theile des gesellschaftlichen Ganzen, leiden, und darüber ein weittönendes Klaggeschrei erheben, während daß die übrigen Stände dankbar schweigen, und das gesellschaftliche Ganze sich gleich besser befindet: so litte auch schon bei dergleichen Umschaffungen auf der Stelle das Ganze, aber — nur auf eine ge-

wisse Zeit, und fühlte sich hernach viele Jahrhunderte hindurch gesegnet. Hätte dis nun gar schon in dem Plane dessen selbst, der die schmerzhafte Umschaffung bewirkte, gelegen, wäre er bei ihr recht eigentlich hierauf ausgegangen, wie hätte er die Ehrfurcht und den Dank der Menschheit verdient! Er wäre alsdann mit einem Arzte zu vergleichen, der mit einem Patienten eine schmerzhafte Kur unternimmt, um ihm dadurch eine vollkommene und dauerhafte Gesundheit zu verschaffen. Es ist also, wenn man grosse gesellschaftliche Umschaffungen erlebt, die, einem Erdbeben gleich, die fürchterlichsten Erschütterungen mit sich führen, und mit sich führen müssen, anständiger, zu schweigen, als kurzsichtig über sie abzusprechen. Wozu nützt auch dis im Grunde? sie gehen dessen ungeachtet ihren Gang fort. Abwarten, wohin sie geführt haben, ist das beste Theil, das man erwählen kann, ia, ist sogar Pflicht für Jeden, weil die Zukunft verborgen ist. Erlebt man den Ausgang nicht, so bescheide man sich, daß man ihn nicht habe erleben sollen; die Nachkommen werden ihn erleben, ob aber im ersten Gliede schon, oder im zweiten erst — dis steht bei dem, der die

Schicksale der Menschheit leitet, und ihr ihre Bestimmung gab. Man vertraue übrigens fest auf ihn, daß das, was die ausgeartete Mitwelt züchtigte, die dadurch gebesserte Nachwelt segnen werde!

Zwei und sechzigste Stunde.

Das Beschauungsglas — in Bezug auf die Welt.

Es kommt Alles auf das Glas an, durch welches man einen Gegenstand beschauet; wie das Beschauungsglas beschaffen ist, so fällt das Urtheil über ihn aus. Beschauet man ihn durch ein schwarzes Glas, so findet man ihn schwarz, und wenn er auch rosenroth wäre. Beschauet man ihn durch ein rosenrothes Glas, so findet man ihn rosenroth, und wenn er auch schwarz wäre. Beschauet man ihn aber durch ein ungefärbtes, blos helles Glas, so findet man ihn nur dann schwarz, wenn er wirklich schwarz ist, und nur dann rosenroth, wenn er wirklich rosenroth ist.

Ganz so ists mit unsern Urtheilen über die Welt. Beschauet man sie durch ein schwarzes Glas, so ist Alles schwarz in ihr. So machts der Hipochondrist. Düstern, melancholischen Temperaments geht er gleich von der vorgefassten

Meinung aus, daß an der ganzen Welt nichts sei, und, will man ihm dis verweisen, so vertheidigt er sich mit gemachten einzelnen Erfarungen, die man freilich nicht ableugnen kann.

So gerieth er einst an schlechte Menschen, ward von ihnen belogen, betrogen, mit Untreue und mit Undank belohnt; also findet er nun die Menschen insgesamt schlecht, keiner Treue fähig, keines Zutrauens, keiner Freundschaft und Liebeerweisung würdig. Auch die kleinen Fehler der besten Menschen sind in seinen Augen ungeheure Vergehungen, und dem schönsten Guten, das sie thun, legt er die nidrigsten Beweggründe unter. Kurz, er erklärt die ganze menschliche Geselschaft für eine zahllose Rotte von Heuchlern, Betrügern und Bösewichtern, unter die er, als der einzige Rechtschaffene — warum aber, weis er selbst nicht — verwiesen worden sei.

So hat die bürgerliche Verfassung, in der er lebt, wirklich einige Mängel, die auch Jeder gleich sehen kann, wer sie sehen will; also findet er nun alle bürgerliche Verfassungen als Misgeburten der Unweisheit, des veriährten Vorurtheils und des Despotismus. Er verwünscht sie insgesamt, preiset dieienigen glücklich, welche noch ausser ih=

nen im Stande der Natur leben, und will, daß entweder sofort alle Staaten abgeschaft würden, oder daß man ihm, der der einzige Mann dazu sei, den Auftrag mache, einen vollkommenen und ganz tadellosen Staat zu errichten.

So gibt es Sitten und Gebräuche, die mit der Vernunft nicht übereinstimmen, und sich für Menschen, die auf moralische Bildung Ansprüche machen, nicht schicken; also findet er nun alle Sitten und Gebräuche, welche die Konvenienz eingeführt hat, auch die vernünftigsten und würdigsten, wo nicht gar als unmoralisch, doch wenigstens als thöricht, läppisch, kindisch und abgeschmackt. Wie? ich freier Mensch — spricht er, sollte mich bei meinem Betragen und Benehmen, blos, um bei meinen Mitbürgern und in ihren Gesellschaften wohl gelitten zu sein, einem solchen Herkommens unterwerfen? Bei der Würde meiner Unabhängigkeit sei's geschworen — das thue ich nicht!

So ist Güterüberflus allerdings nicht immer in den Händen derer, die ihn verdienten, sondern die Verdienstlosesten besitzen ihn nicht selten; also findet er nun die gesamte Austheilung der Güter durch und durch als ungerecht. Aller Ueberflus befindet sich, wie er meint, in den Händen Un-

würdiger, so, daß sich die höhere Gerechtigkeitspflege dadurch zum wahren Gespötte gemacht habe. Hiefür führt er, wenn er in Dürftigkeit lebt, sich selbst zum Hauptbeweise an; lebt er aber im Ueberflusse, so behauptet er, daß dis auch das einzige Mal sei, daß Ueberflus an den rechten Mann gekommen.

So geht auch der Gang der Dinge nicht stets so, wie er gehen sollte, sondern nimmt nicht selten eine schiefe Richtung, so, daß man darüber wohl betreten werden kann; also findet er nun den Gang der Dinge überall als schief und verkehrt, und das nicht nur zu seiner Zeit, sondern von Anbegin der Welt an bis auf seine Zeit. Nie hat seinem Urtheile nach die Fürsehung ihn gehörig geleitet; er selbst wollte ihn besser leiten können, und so ists ihm unbegreiflich, wie man dabei doch noch immer an einen allweisen und allheiligen Weltregirer glauben könne.

So ist ihm mancher Freudengenus versagt worden, und wird ihm noch versagt, weil ihm entweder die Kräfte, oder die Gelegenheiten dazu fehlen, ihn zu schöpfen; also findet er nun das Leben ganz freudenleer, und nicht der Mühe werth, daß man es führe. Grosses Gutes achtet er nicht;

das kleinste Böse vergrössert er aus allen Kräften, und so ist für ihn die Hölle auf der Erde. Unwillig darüber ruft er aus — hätte man mich nicht erst fragen sollen, ob ich hätte geboren werden wollen? Wäre mir dann Alles ehrlich beschrieben worden, wie's in der Welt herginge — traun, ich hätt's verbeten.

Der Milzsüchtige! Wie macht er sich selbst so unglücklich, indem er sich Alles verhasst macht! Wie versündigt er sich an Allem! Nie, nie will ich doch, wie er, die Welt durch ein schwarzes Glas beschauen. — —

Beschauet man die Welt durch ein rosenrothes Glas, so ist Alles rosenroth in ihr. So machts der Jovialische. Ueberheitern, überlustigen Temperaments, geht er gleich von der vorgefassten Meinung aus, daß in der Welt Alles wunderschön sei, und, will man ihm dis verweisen, so vertheidigt er sich auch mit gemachten Erfarungen, die allerdings ihre vollkommenste Richtigkeit haben.

Da er das Glück hatte, gute Menschen kennen zu lernen, und von ihnen freudig aufgenommen, redlich behandelt, und mit Treue und mit Dank belohnt zu werden: so hält er nun alle Menschen

für gut, glaubt, Jeder, der sich ehrlich stellt, sei auch ehrlich, und streuet Zutrauen, Freundschaft und Liebe überall um sich her aus. Auch die gröbsten Vergehungen der schlechtesten Menschen sind in seinen Augen blos menschliche Schwächen, und er entschuldigt wohl Delinquenten, die schon dreimal auf Diebstahl und Mord ertappt wurden, und sich zweimal aus den Gefängnissen herausbrachen, noch mit der verkehrten Erziehung, welche sie erhalten hätten. Kurz, er erklärt die ganze menschliche Geselschaft für so wohlbeschaffen, als sie sein könne, und rechnet sichs zur Ehre, in sie eingelassen worden zu sein.

Da er in einer bürgerlichen Verfassung lebt, die unter die bessere gehört, und ihm überhaupt iede gleich ist, sobald er nur in ihr sein Wesen treiben kann: so hat er nun an keiner etwas auszusetzen. Er sieht über die grösseſten Gebrechen der Staatsverfassungen luftig hinweg, oder nennt sie allenfals nothwendige Uebel. Die sinnlosesten, dem Zeitgeiste unangemessensten und inhumansten Gesetze machen keinen widrigen Eindruck auf ihn — sobald er sie nicht zu respektiren hat, und er findet den härtesten Druck leidlich — sobald er ihn nicht trift.

Da er in der That auch löbliche Sitten und Gebräuche aufzeigen kann — denn wie sollt's dergleichen unter gebildeten Menschen nicht geben? — und da er überhaupt sieht, daß man in der Gesellschaft am gelittensten sei, wenn man sich Allem, was sich von Konvenienz herschreibt, unterwirft: so hält er's mit den eingeführten Sitten und Gebräuchen samt und sonders. Sie mögen so seltsam sein, als sie wollen, oder so steif, als sie wollen, oder so frivol, als sie wollen — genug, er hälts mit ihnen, um überall willkommen zu sein, und zu gefallen. Selbst in Ansehung der immer abwechselnden Moden macht er es so. Die neu aufkommenste — sie betreffe, was sie wolle — ist auch gleich die seinige, blos darum, weil sie die neuaufgekommene ist. Ob sie vernünftig, oder unvernünftig, gesetzt, oder geckenhaft, sittlich, oder unsittlich, sei — was gehen ihn dergleichen Fragen an? Genug, sie ist die allerneueste, und nur als Modemitmacher kommt man am angenehmsten durch die Welt.

Da er auf Begüterte hinweisen kann, die ihres Ueberflusses vollkommen würdig sind, und da es ihm selbst an Vermögen nicht gebricht: so ist er mit der Austheilung der Güter durchgängig zu-

friden, und findet es sonderbar, daß Jemand an ihr etwas auszusetzen haben könne. Die Klagen über das Misverhältnis derselben zu Verdienst und Würdigkeit bringen ihn auf, und er nennt die Beschwerden über die Ungerechtigkeit des Schicksals sehr ungerechte Beschwerden. Sammle mehr Verdienste, ruft er iedem Unzufridenen ohne Unterschied zu, so werden dir auch mehr Güter zu Theile werden; darauf verlas dich! und, indem er so spricht, richtet er sich hoch auf, als wollte er sich zum Beispiele hiervon hinstellen.

Da er beweisen kann, daß der Gang der Dinge oft sehr richtig gehe, und da er selbst mit ihm zufriden ist: so ist ihm der ganze Gang der Dinge ein richtiger Gang. Er lobpreiset ihn im Grossen, wie im Kleinen, in Ansehung des Ganzen, wie in Ansehung der Theile, in Ansehung der Weltbegebenheiten, wie in Ansehung der Begebenheiten einzelner Familien und einzelner Menschen. Er spöttelt über Jeden, der nicht mit ihm so vollkommen zufriden ist, als er, und behauptet, daß sich der allerinbrünstigste Glaube an einen allweisen und allheiligen Weltregirer nicht fester gründen könne, als auf ihn.

Da ihm nichts leichter werden kann, als darzuthun, daß das Leben seine Freuden habe, und da er nur immer auf Freudengenüsse sinnt: so zeigt sich ihm das Leben über und über von weiter nichts voll, als von Freuden, und so ist für ihn der Himmel auf der Erde. Er wünscht, daß er ewig hier hausen könnte, und thäte gern auf iene Welt unter der Bedingung Verzicht, daß er nur einige Jahrhunderte hindurch ein Bürger dieser Welt sein dürfte.

Der Uebermüthige! Wie täuscht er sich selbst, indem er sich Alles über die Gebür werth macht! Wie thut er der Welt zu viel Ehre an! Nie, nie will ich doch, wie er, die Welt durch ein rosenrothes Glas beschauen. — —

Ich lobe mir das ungefärbte, das blos helle Glas, durch welches ich die Welt beschaue. Mit Hülfe desselben sehe ich Alles, wie es wirklich ist, finde nichts schön, was nicht schön ist, nichts häslich, was nicht häslich ist, und verfalle so weder in die Fehler des Hipochondristen, noch in die Fehler des Jovialischen.

Beschaue ich durch dieses mein Glas die Menschen — wie finde ich sie? Weder alle schlecht, noch alle gut. Ich befinde mich unter ihnen nicht,

wie unter einer zahllosen Rotte von Heuchlern und Bösewichtern, aber auch nicht, wie unter einer unübersehbaren Gesellschaft von Redlichen und Edlen. Ein Gemisch von Menschen erblicke ich; neben Aufrichtigen stehen Betrüger — neben Menschenfreunden Menschenfeinde — neben Dankbaren Undankbare — neben Mässigen Unmässige, u. s. w. Gut ist eigentlich nur der, bei dem das Gute prädominirt — böse nur der, bei dem das Böse prädominirt; von welcher Art mag die Mehrzahl sein? O — wäre der Letztern die Mehrzahl, wie könnte die Gesellschaft noch existiren? Existirt sie aber nicht noch?

Beschaue ich durch mein Glas die bürgerlichen Verfassungen — wie finde ich sie? Keine vollkommen, das ist wahr; sind sie aber nicht alle von Menschen eingerichtet? wie können M e n s c h e n eine v o l l k o m m e n e Einrichtung treffen? Und wie? darum die bürgerliche Gesellschaft verlassen, und lieber in den Stand der Natur zurücktreten wollen? Kennt man denn auch wohl diesen Stand recht? Ja, in ihm kann sich zwar Jeder selbst so willkürlich wehren, wie er vermag; aber in iedem Augenblick kann er auch angefallen werden, ohne — daß er Beistand findet. Wenn also auch heute

alle bürgerliche Verfassungen aufgehoben würden, in Kurzem würden sie von neuem entstehen, und zwar aus denselben Ursachen von neuem entstehen, aus welchen sie zuerst entstanden. Wahr ists aber auch, daß es so unvollkommene Staatsverfassungen gebe, daß man unmöglich ihnen das Wort reden kann. Ach, wie vielen Staatsgebrechen würde auf der Stelle abgeholfen werden können, wenn man nur wollte! Liebe der Obern zum Volke — Rücksicht auf den Zeitgeist — Rathholung bei der Vernunft — — was bedürfte es weiter dazu? Es ist Pflicht der Obern, unumgänglichnothwendige Staatsreformationen zu treffen; es ist Klugheit der Obern, wenn sie nicht so lange damit anstehen, bis das Volk, durch Verzweiflung angetrieben, sie selbst zu treffen versuche.

Beschaue ich durch mein Glas Sitten und Gebräuche — wie finde ich sie? Sehr vernünftige und sehr unvernünftige, sehr anständige und sehr unanständige, auch ganz gleichgültige. Warum nun nicht den vernünftigen und anständigen sich anschmiegen? warum nicht auch sogar den gleichgültigen sich anschmiegen? Doch wohl blos nur, um Sonderling zu sein; wozu aber dis? Ganz so

ists mit den Moden; sie sind nicht nur ebenso verschiden, sondern warum nicht auch, sobald es keine immerwährende Mode geben soll oder kann, eine vernünftige und anständige neue, die von Bestand zu sein verspricht, mitmachen?

Beschaue ich durch mein Glas die Austheilung der Güter — wie finde ich sie? Nicht so ungerecht, wie der Hipochondrist, und nicht so gerecht, wie der Jovialische. Viel Verdienstvolle leben im Ueberflusse — viel Verdienstlose im Mangel; aber auch viel Verdienstvolle leben im Mangel — viel Verdienstlose im Ueberflusse. Mag nun zwar immerhin keine gleiche Vertheilung der Güter Statt finden können, weil sie sonst mit Verdienst gar nichts zu thun hätte; genug, hier hat die höhere Gerechtigkeitspflege eine bedeutende Lücke gelassen, die von ihr noch auszufüllen ist.

Beschaue ich durch mein Glas den Gang der Dinge — wie finde ich ihn? Durchaus schief und verkehrt? Durchaus gerade und in der Ordnung? Keins von Beiden! Diese Antwort betrift nicht nur das einzelne Menschenleben, sondern auch das Schicksal der Menschheit. Die überlegtesten, die besten Plane mislingen, während daß die unüberlegtesten, die bösesten gelingen. Wo gelohnt wer-

den sollte, da wird gestraft — wo gestraft werden sollte, da wird gelohnt. Wer Gutes stiften will, der stiftet Böses — wer nur geringes Böses stiften will, der stiftet das allergrösseste Böse. So ists oft, aber nicht immer. Je überlegter, ie schöner ein Plan ist, desto mehr gelingt er auch oft; gelohnt und gestraft wird oft, sehr oft, am rechten Orte, und wer Böses stiften wollte, mus oft wider seinen Willen Gutes stiften. Was die Menschheit betrift, so mus ihr das Streben nach Heil öfter gelungen, als misgelungen sein; sonst wäre sie so weit nicht, als sie ist. Wer kann auch das Ganze übersehen, um zu wissen, ob nicht der verkehrteste Gang der Dinge für sie am Ende der richtigste gewesen sei? Uebrigens ists ia auch nicht mit dieser Welt für sie abgethan.

Beschaue ich durch mein Glas das Leben — wie finde ichs? Wie? ein Höllenleben wär's? O ihr Undankbaren! Es ists nicht, wenn ihr's nicht dazu machet. Freuden genug, wenn man sie nur liebt und ehrt! Wie? ein Himmelsleben wär's? O ihr Thoren! Es sollt's ia nicht sein, und kanns nie werden. Leiden genug, und Leiden des Mitleids noch mehr! Nein, ein Erdenleben ists, ein Gemisch von Wonne und Jam-

mer, und dis muſt's ſein, weil es das erſte Leben, das ſittliche Bildungsleben, für uns iſt. Wie ich mich alſo vor dem Wunſche entſetze, nie geboren worden zu ſein, ſo iſt mir auch der Wunſch zuwider, ewig auf der Erde hauſen zu können.

So lobe ich mir nochmals mein ungefärbtes, blos helles Glas, durch welches ich die Welt beſchaue, und will ſie durch daſſelbe lebenslang beſchauen.

Drei und sechzigste Stunde.

Selbsterhebung.

Gemeinhin versteht man unter Selbsterhebung, daß Jemand, der nicht schon gleich in einem hohen, oder auch nur vornehmeren Stande geboren ward, sich selbst zu ihm emporschwingt. Man pflegt hieraus viel zu machen, und zwar mit Recht; nur sollte es nicht im Allgemeinen geschehen. Wie mancher talent- und gewissenlose Mann z. B. schwang sich schon blos dadurch in einen höheren Stand empor, daß er sich zum Werkzeuge bei Ausführung der bösesten Plane von einem Mächtigen gebrauchen lies! Wie manche nur mit äuserlicher Schönheit geschmückte Dirne desgleichen blos dadurch, daß sie sich an einen wollüstigen Mächtigen, dessen Blicke sie auf sich zog, hingab! Gereicht dergleichen Personen ihre Selbsterhebung auch wohl im Geringsten zur Ehre? Man spöttle über die schon vornehm und hoch Gebornen, wie

man will; sobald sie nur keinen Geburtsstolz zeigen, und übrigens von leidlicher Beschaffenheit sind, hat man Mehr aus ihnen sich zu machen, als aus ienen Menschen, die sich zwar selbst erst hoch und vornehm schufen, iedoch auf das Nichtswürdigste sich dazu schufen. Schwingt sich aber Jemand auf eine edle Weise, durch nützliche Anwendung seiner Talente und durch Einsammlung wahrer und grosser Verdienste hoch empor — ia, dann kann er es aufnehmen mit Allen, die durch ihre Geburt schon hoch gestellt wurden, sie mögen sein, von welcher Art sie wollen. Sind auch sie von edler Art, dennoch kann er es mit ihnen aufnehmen; denn ihm wards weit schwerer, seine Talente auszubilden, und sich zu grossen Verdiensten geschickt zu machen, als ihnen, denen ihr angeborner höherer und vornehmerer Stand gleich von Kindheit an alle mögliche Hülfsmittel dazu reichte. Sind sie aber vollends von unedler Art, wie klug thäten sie dann, wenn sie selbst ihm gleich den Rang über sich zugeständen. Mögen sie nun immerhin vermöge ihres läppischen Geburtsstolzes sich hierzu nicht entschliessen wollen; der weisere und bessere Theil seiner Mitbürger gibt ihm gewis den Rang über sie. Blos der eigentliche

Pöbel der Welt achtet sie; iener Theil der Gesellschaft erweiset ihnen nur das äuserliche Cerimoniel, und verachtet sie im Herzen, oder macht doch nichts aus ihnen. Dem Manne aber, der sich durch Verdienste selbst emporschwang, erweisen alle Gebildetere nicht nur das äuserliche Cerimoniel, sondern schätzen ihn auch wahrhaftig hoch. Selbst seine Feinde fühlen sich gezwungen, die schuldige Achtung für ihn zu hegen, so sehr sie auch Neid und Ingrimm dabei plagen. Daß das Glück gar nichts dazu beitrage, wenn sich ein Mensch durch seine Talente und Verdienste emporschwingt, darf nicht behauptet werden; denn sonst müste es Allen, die ihre schönen Talente edel anwenden, und sich wahrhaftigverdient machen, gelingen, sich emporzuschwingen — welches iedoch der Fall nicht ist. Je weniger aber das Glück dazu beitrug, ie mehr er sogar mit Hindernissen dabei zu kämpfen hatte, desto mehr ist seine Erhebung wahre Selbsterhebung, und zu einem desto würdigeren Gegenstande der allgemeinen Hochachtung eignet er sich. —

Ausser dieser Art von Selbsterhebung, welche man gemeinhin nur unter Selbsterhebung versteht, gibt es auch noch andere Arten derselben, die nicht weniger schön sind. Eine derselben besteht darin,

daß ein Mensch seine höhere Ausbildung fast einzig und allein selbst bewirke. Das ist doch wohl die wahre Erhebung — Ausbildung des Geistes und Herzens; sie erhebt uns nicht äuserlich, sondern innerlich; sie erhebt uns zu iener Würde, die Mehr ist, als alle Würden in der bürgerlichen Geselschaft, zu unserer eigentlichen Würde, zur Würde des Menschenthums. Das Wörtlein fast ist, wenn von Selbsterhebung zu dieser Menschenwürde die Rede ist, wohl zu merken; es soll anzeigen, daß Jemand blos die untersten Grundlagen, die ersten Grundanführungen zur Vernünftigkeit und zur Sittlichkeit von Andern empfangen habe, und dann allein auf den Grundlagen selbst fortbaue, und sich allein weiter selbst fortführe. Mir wenigstens will es auf keine Weise glaublich werden, daß ein Mensch ohne alle, alle Anführung, auch ohne die kümmerlichste Grundanführung, zur Vernünftigkeit und zur Sittlichkeit, ein Weiser und ein Edler — also blos und ganz allein im allerhöchsten Verstande durch sich — werden können solle. Wäre ie so ein Fall da gewesen, so, dächte ich, müste man der Meinung werden, daß ein solcher Mensch kein so ein Mensch, wie wir Uebrige, gewesen sei, sondern daß seine

Erdenhülle einen höheren Geist, als der Menschengeist ist, umhüllt habe, oder — daß Gott selbst unmittelbar in Ansehung der Grundanlagen und Grundanführungen das an ihm gethan habe, was an uns mittelbar durch andere Menschen geschieht. Doch — es ist ia zu dieser Selbsterhebung zur Menschenwürde gar nicht nöthig, daß man ohne alle fremde Grundlegung und Grundanführung seine höhere Ausbildung bewirke; wenn nur Jemand auf der erhaltenen fremden Grundlegung allein selbst fortgebauet, und nach der empfangenen fremden Grundanführung sich allein selbst fortgeführt hat, so kann man ihm eine solche Selbsterhebung nicht absprechen. Dergleichen Menschen gab's und gibt's, und sie machten und machen noch mit Recht allgemeine Sensation. Nicht, als sollte man dieienigen geringschätzen, welche unter fortdauernder fremder Anführung an Geist und Herz sich treflich ausbildeten — denn wie unzählichviele gibts nicht, die bei der fortdauerndsten besten Anführung dennoch keine Weisen und Edlen wurden! — sondern, wenn die schon schätzbar sind, welche bei fremder Fortanführung ihre höhere Ausbildung weit brachten, wie noch weit schätzbarer müssen die sein, welche ohne fremde Fortanführung

und blos durch sich selbst diese ihre höhere Ausbildung eben so weit, und wohl gar noch weiter, brachten! Ich denke mir diese Menschen, wie sie sich in einsamen Stunden ihrer Weisheit und Tugend, ihrer Schätze von schönen Erkentnissen und von schönen Gesinnungen, bewust sind, und dabei zu sich selbst sprechen — zu diesen Schätzen ward uns nur eine kleine Mitgabe gereicht, die wir aber so zu benutzen wusten, daß wir nun wirkliche Reiche sind; welch eine Seligkeit mus ihnen der Besitz ihres Reichthums gewähren! Wie mögen sie, wenn sie auch in einer noch so beschränkten äusserlichen Lage sich befinden, lächeln zu den Geldreichthümern, und zu der Emsigkeit und Gier, mit der Thoren, die das Menschenthum hintenansetzen, sie zu erwerben suchen!

Eine andere Art von schöner Selbsterhebung besteht darin, daß ein in sittlicher Hinsicht tief Gefallener und Gesunkener sich ohne allen Beistand von aussenher, und blos durch sein eigenes inneres Vermögen, wieder aufrichte. Sein Fallen und Sinken war zwar etwas Häsliches; aber sein Wiederaufstehen durch sich selbst blos ist etwas sehr Schönes. Was kann dieses eigenmächtige Wiederaufstehen bewirken? Nichts Anderes, als sein

starkes moralisches Gefühl, welches die höchste Zierde des Menschen ist. Fragt man nun, wie konnte er dabei vorher so tief fallen und sinken? so ist hier die Antwort darauf. Er hat, wie jeder Mensch, eine Hauptleidenschaft; verführerische Gelegenheiten boten dieser die reitzendsten Befridigungen an, und Niemand war da, der ihn hielt; vielmehr gab es Freunde, die ihm Beifall gaben, wenn er die Gelegenheiten benutzte, und die die Benutzung auf alle Weise zu beschönigen wusten; so ward sein starkes moralisches Gefühl übermannt; er fiel, und sank tief. Wie nun Niemand da war, der ihn hielte, daß er nicht falle, so ist auch Niemand da, der ihm dazu behülflich werde, daß er wieder aufstehe. Kein Wort der Warnung ward vorher zu ihm gesprochen; kein Wort der Ermahnung wird nachher zu ihm gesprochen. Die einzige Stimme, welche er hört, ist die Stimme in ihm selbst — die Gewissensstimme, welche er nach abgekühlter Leidenschaft wieder zu vernehmen im Stande ist. Er erblickt nehmlich Edle, die von seinem Laster rein geblieben sind, und ihr heiliger Anblick geht ihm durchs Herz; wie selig, denkt er, mögen sie bei ihrem besseren Bewustsein sein! Auf, und werde auch wieder, wie sie! Da ermannt

sich sein starkes moralisches Gefühl wieder, bewegt ihn, dem Laster, in welches er versank, auf immer zu entsagen, und gibt ihm die Kraft, sich selbst und ganz allein zur Tugend wieder emporzuheben. Wie herrlich sticht dieser Mensch gegen solche Gefallene ab, die sich durch Andere auch nicht einmal wieder aufrichten lassen, sondern alle ihre Ermahnungen in den Wind schlagen! Gibt es denn solcher Menschen nicht genug? Ach — es gibt unter ihnen Viele, die sogar auf erhaltene Züchtigungen nicht achten, sondern, so lange sie können und dürfen, nur noch immer tiefer in ihr sittliches Verderben versinken. Ihr moralisches Gefühl, das nie von Bedeutung war, geht am Ende ganz verlohren, und ist durch nichts wieder herbeizubringen. Aber auch weit übertrift der sich von seinem Falle selbst wieder Erhebende sogar iene Gefallenen, welche zu ihrer Wiederaufrichtung fremden Beistand, den sie erhalten, dankbar annehmen, und sie so glücklich bewirken. Allerdings sind sie auch zu loben, und man kann ihnen nachsagen, daß ihr moralisches Gefühl auch nicht schwach sein müsse; er aber ist doch noch weit mehr zu loben, und sein moralisches Gefühl mus noch weit stärker sein, als das ihrige. Sie haben die

Wiedererhebung von ihrem Falle Andern doch wenigstens mitzuverdanken; er aber verdankt die seinige blos sich selbst. Wie wohl mus ihm dabei zu Muthe sein, so oft er die Geschichte seines Wiederaufstehens überdenkt! Verlassen, spricht er dann auch gewis bei sich, fiel ich — verlassen stand ich wieder auf; nie will ich wieder so fallen. Ein solcher Mensch hält dann auch gewis hierin Wort, fällt nie wieder, sondern geht aufrechten Gangs den schönen Weg der Tugend fort; statt daß dieienigen Gefallenen, welche durch Andere wieder emporgehoben wurden, oft von neuem fallen, sich wieder emporheben lassen, u. s. f.; so, daß ihr ganzes Leben aus wechselsweise fallen und wieder emporgehobenwerden besteht.

Noch eine andere Art von schöner Selbsterhebung ist es, wenn Jemand durch schwere Leiden nidergedrückt wird, und zu seiner Aufrichtung in selbigen keines Freundes, keines Beistandes von aussen überhaupt, bedarf, sondern sich selbst aufzurichten vermag. Dis verräth hohe Seelenstärke; o — und wie kleidet diese den Mann so herrlich! Man verwechsle mit der Selbsterhebung in Leiden, von welcher hier die Rede ist, nicht ienen wilden Heldenmuth, mit dem sich auch Viele über ihre

Leiden wegzusetzen suchen! Dieser entehrt nicht nur den Mann, sondern hält auch nicht vor; iene aber hält vor. Weit, himmlischweit bringen es in ihr manche Leidende; ia, so weit bringen sie es, daß sie ihre theilnehmenden Freunde, welche sie trösten sollten, ihres traurigen Zustandes wegen zu trösten vermögen. Sie gewähren einen moralischherrlichen Anblick, und geben zugleich unter allen edlen Beispielen, welche ein Mensch dem andern nur geben kann, das edelste. Ihnen sind keineswegs gleich, sondern auf sie folgen erst solche durch schwere Leiden Nidergedrückte, die sich, wenn sie sich auch nicht selbst aufrichten können, doch wenigstens durch ihre Freunde aufrichten lassen; diese zeigen mehr blosse Seelengüte, als zugleich hohe Seelenstärke. Doch sind sie ehrwürdigere Menschen, als iene Leidende, die allen Muth von sich werfen, unmännlich verzagen und verzweifeln, und ieden Trost, ia ieden Beistand, der ihnen gereicht werden soll, mit dem undankbarsten Unwillen von sich weisen. Aber — welch ein Unvergleichlicher ist der gegen sie, der sich selbst und durch eigene Seelenstärke aus den ihn niderdrückendsten Leiden zu erheben im Stande ist! Ohne gutes Bewustsein ist es nicht möglich, so see-

lenstark zu sein. Man glaubt nicht, wie alle Herzenskraft dem gleich entsinke, den das Herz verdammt; man glaubt aber auch nicht, wie stark sich der gleich fühle, den das Herz losspricht. Hierbei mus also angefangen werden, daß man sich das Zeugnis geben könne, man leide ohne seine Schuld und Würdigkeit, und blos durch höheres Verhängnis. Dis ist die unterste, aber auch allerfesteste Grundlage aller Seelenstärke . . . Dabei mus man gewöhnt sein, an sich selbst Mehr zu finden und zu haben, als die Menschen von gemeinem Schlage an sich zu finden und zu haben pflegen. Dazu gehört aber eine hohe Ausbildung des Geistes und Herzens; für sie sorge man also bei guter Zeit! Wenn man dann die Welt und ihre Genüsse nicht haben kann, so hat man doch sich selbst, und geniesst sich selbst, und findet daran Genüge . . . Mag die Vorstellung, daß alles Gute vergänglich sei, auch noch so verdüsternd sein, die eben so gegründete Vorstellung, daß auch alles Böse vergänglich sei, ist desto erheiternder; man halte diese in den niderdrückendsten Leiden nur recht sich vor! sie stärkt und hebt ungemein . . . Wer sein Leiden als Verhängnis betrachten kann, der kann auch auf den Beistand des Urhebers aller Verhängnisse

mit Gewisheit rechnen; er kann rechnen mit Gewisheit auf künftige Entschädigung. Jenen nehme er, wenn er kommt, herzlich an; dieser sehe er froh entgegen, und versetze sich schon im Geiste in die Zeit, in welcher sie kommen wird . . . Dis ist der Weg zu Erlangung hoher Seelenstärke, und diese ist dann wieder das Mittel, in den niderdrükkendsten Leiden sich blos durch sich selbst aufzurichten.

Vier und sechzigste Stunde.

Freuden und Leiden des hohen Gefühls.

Wem das Herz hoch schlägt für Wahrheit, Tugend und Menschenglück, der geniesst zu Zeiten Freuden, von welchen Andere nichts wissen — Freuden, die ihn unaussprechlich beseligen.

Da die Menschen insgesamt Vernunftwesen sind, so ist sein sehnlicher Wunsch, daß das Reich der Vernunft sich auch unter ihnen immer mehr ausbreiten möchte. Die Vernunft hat es mit Wahrheit zu thun, unterrichtet über sie, und rathet zu ihr; das Reich der Wahrheit ist also das Reich der Vernunft. Wenn er nun im Stillen Zeuge davon wird, daß die Wahrheit um ihn her gedeihe, daß Lehrer aller Arten von Wahrheit öffentlich auftreten, nach ihrer Ueberzeugung reden und schreiben dürfen, ohne deshalb etwas zu befürchten zu haben, und daß sie Eingang und Beifall finden bei Menschen aus allen Ständen —

wie hoch erquickt er sich an der Befridigung seines Wunsches für das Reich der Vernunft!

Da die Menschen insgesamt sittliche Wesen und an das Gewissen gewiesen sind, so wünscht er auch sehnlich, daß das Reich des Gewissens sich unter ihnen immer mehr ausdehnen möchte. Das Gewissen hat es mit Tugend zu thun, empfiehlt und gebietet sie kraft des ins Herz geschriebenen Sittengesetzes; das Reich der Tugend ist also das Reich des Gewissens. O wie hochwohl wird ihm daher zu Muthe, wenn er die Erfarung davon macht, daß die Tugend bei seinen Landsleuten und Zeitgenossen in Aufnahme komme, daß die Grossen der Welt in allen Arten von sittlicher Güte die erhabensten Beispiele geben, daß das Volk ihnen nachahme, daß Mässigkeit, Zucht und Ehrbarkeit, Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit auf Thronen und in Hütten ihre Wohnungen aufschlagen! Sein Wunsch für das Reich des Gewissens wird ia nun erfüllt.

Da die Menschen insgesamt nicht nur vernünftige und sittliche, sondern auch empfindende Wesen sind, und als solche nicht zum Trübsinn, sondern zum Frohsinn, bestimmt geworden sein werden, so wünscht er ebenfals sehnlich, daß das

Reich des Frohsinns unter ihnen immer mehr aufblühen möchte. Der Frohsinn hat es mit Glückseligkeit zu thun; sie erzeugt ihn, und zu ihr, oder zu angenehmen Empfindungen, ward iedem empfindenden Wesen ein natürlicher Trieb mitgegeben, dessen Gerechtsame mithin tief gegründet und heilig sind. Das Reich der Glückseligkeit ist also das Reich des Frohsinns. Nun setzet den Fall, daß ein Mann, dem das Herz für die Menschheit hoch schlägt, menschliche Glückseligkeit bei seinem Leben wohl in Blüte kommen sehe, daß Friede im Lande sei, daß Handel und Gewerbe ungestört getrieben werden, daß die das Leben verschönernden Künste ihre wohlthätigen Einflüsse weit verbreiten, daß gemeinnützige Anstalten treflich erhalten, oder menschenfreundlich errichtet werden, und daß man dafür sorge, daß es auch dem Leidendsten nicht ganz an Genüssen und frohen Empfindungen fehle; wie selig mus sich so ein Mann dadurch fühlen! Nähert sich denn sein Wunsch für das Reich des Frohsinns nicht immer mehr der ganzen Erhörung? — —

Dis sind die Freuden des hohen Gefühls; aber — wem das Herz hoch schlägt für Wahrheit, Tugend und Menschenglück, der hat auch zu

Zeiten Leiden, von welchen Andere nichts wissen — Leiden, die ihn unaussprechlich beängstigen.

Wie jämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, der die Ausbreitung des Reichs der Wahrheit, weil es das Reich der Vernunft, mit der die Menschen von ihrem Urheber beehrt wurden, ist, so sehnlich wünscht, es mitansehen mus, wie dieses Reich vielmehr in Verfall gerathe! Wenn er dann Zeuge davon wird, daß Irthum der Welt selbst beliebter werde, als Wahrheit, weil er etwa der gröberen Sinnlichkeit und den Leidenschaften mehr schmeichelt, als sie, oder, daß kaum Jemand noch die Wahrheitsstimme, besonders schriftlich, zu erheben wagen darf, ohne sich den heftigsten Verfolgungen auszusetzen, oder, daß wohl gar ehemalige Wahrheitslehrer selbst aus Menschenfurcht, oder aus Liebedienerei, oder aus Wankelmuth; oder — wer weis, warum? der Wahrheit ungetreu werden, so ungetreu, daß sie gerade das Gegentheil von dem lehren, was sie ehemals lehrten — sollte ihm nicht das Herz darüber bluten?

Wie jämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, dessen sehnlicher Wunsch ist, daß das Reich der Tugend, weil es das Reich des Gewis-

sens ist, und das Sittengesetz zum Grundgesetze hat, dessen freiwillige Befolgung eigentlich erst volle Menschenwürde gibt, immer herrschender werde, dieses Reich zu seinen Zeiten fast vergehen sieht! Wenn er dann Zuschauer davon wird, wie das Laster auf allen Seiten sein Haupt emporhebt, wie die Grossen der Welt die verworfensten Beispiele aller Arten von sittlicher Schlechtheit geben, denen das Volk nachahmt, und wie nicht nur Unbarmherzigkeit, sondern auch Unbilligkeit, ia, sogar Ungerechtigkeit, auf Thronen und in Hütten ihre Wohnungen aufschlagen — sollte ihm das Herz nicht darüber bluten?

Wie iämmerlich mus ihm zu Muthe werden, wenn er, der das Reich der Glückseligkeit, weil es das Reich des Frohsinns ist, zu welchem der weise und gütige Menschenschäpfer seine Menschen, als empfindende, und zwar mit Vernunft empfindende Wesen, doch wohl bestimmt haben wird, so sehnlich und zuverlässig erwartet, gewahr wird, daß an die Stelle desselben schon ein Reich des Elends, das das Reich des Trübsinns wird, wirklich trete! Wenn er dann sieht und hört, daß Krieg sei, und an Frieden nicht zu denken sei, daß Handel und Gewerbe, die so viele Millionen ernähren

müssen, ganz darnider liegen, daß die das Leben verschönernden Künste eben so sinken, wie die die Geselschaft verwüstenden Künste steigen, daß alte gemeinnützige Anstalten eingehen, aber keine neuen dafür wieder errichtet werden, und daß für keinen, der nicht für sich selbst sorgen kann, gesorgt werde, auch für den Leidendsten nicht — sollte ihm nicht das Herz darüber bluten? — —

Wie? so stände es um den, dem das Herz hoch schlägt für Wahrheit, Tugend und Menschenglück? Ja, so stehts um ihn. Ihm bieten sich zu Zeiten Freuden dar, von denen Andere nichts wissen, und die ihn unaussprechlich beseligen; ihm dringen sich aber auch zu Zeiten Leiden auf, von welchen Andere nichts wissen, und die ihn unaussprechlich beängstigen ... Wenn sich's nun so verhält, wär's dann nicht besser, man liesse sein Herz nicht hoch schlagen für Wahrheit, Tugend und Menschenglück? Nein, das meinige wenigstens schlage, so lange es schlägt, hoch, recht hoch dafür! Gelingen mir meine Wünsche für das Reich des Wahren, des Guten, und des Erfreulichen — schön, o himmlischschön! Schlagen sie mir fehl, so kann ich mich dann doch in meiner menschlichen Würde dadurch mehr fühlen, daß ich sie hegte,

als — wenn ich sie nicht gehegt hätte. Mit andern Worten heisst dis — meine Traurigkeit darüber, daß es mit der Welt nicht recht fort wolle, gereicht mir mehr zur Ehre, als wenn ich ganz indolent für die Welt wäre ...

Doch — wer nimmt nicht Trost an, wenn er sich ihm darbietet? Auch ich nehme ihn dankbar an. Aus der grossen Welt begebe ich mich in meine kleine eigene Welt. Freundschaft und Liebe — ihr höchsttheuern und höchstheiligen Verhältnisse, in euch wird das hohe Gefühl recht angebracht. Ach ia, in den Armen seiner Geliebten ganz schweben, mit ihnen ein Herz und eine Seele sein, simpathisiren mit ihnen über alles Wahre, Gute und Erfreuliche, Beweise der allervertrautesten Innigkeit ihnen geben, und von ihnen nehmen — — welch ein über Alles seliger Zustand, und wie segnet da das hohe Gefühl! Doch — mus ich nicht meine Geliebtesten auch leiden sehen? Steht mir nicht sogar Trennung von ihnen bevor? Beides ist ausgemachtgewis. Mag iedoch das hohe Gefühl in ihren Leiden mir grössere Herzensnoth machen — ihnen, wenn sie es an mir finden, erleichterts gewis die ihrige; und schuf es mir denn in unsern ruhigeren und besseren

Tagen nicht unendlichmehr Freuden? Was aber unsere gänzliche Trennung zuletzt betrift, so verlasse ich mich darauf, daß dasselbe sich auch auf religiöse Empfindungen erstrecken, und besonders die stärkendste von ihnen, die Zuverlässigkeit des künftigen höheren Wiederbeisammenseins, mit Inbrunst ergreifen werde; als wodurch mir dann sehr geholfen sein wird! Auf den Fall auch, daß ich der Hinterbleibende werde, wird das hohe Gefühl, sobald der erste höchste Trennungsschmerz nachläßt, bei dem gelassenern Andenken an sie mir noch nie gefühlte Wonnen gewähren. Ja, da, da wird es seine ganze Kraft an mir äusern. Wenn ich ihnen dann dankbar und hoffend nachblicke — wenn ich sie mir vorstelle, wie sie über alle Erdennoth erhaben, im sanften Frieden Gottes wandeln, weiser und heiliger sind, als Alle, die noch im Staube wallen, und wie sie mich mit Ungeduld — das einzige Herzensleiden, das sie noch kennen — in den Höhen der Herrlichkeit erwarten — — ach, wie wird mir sein, wie wird dann mir sein?!

Sollt's denn aber gar nicht möglich sein, daß ich mich in einen Zustand versetzen könne, in welchem das hohe Gefühl mir nichts, nichts, als lauter Freuden, schüfe? Doch ja, hier ist ein Mittel

dazu — begib dich aus deiner kleinen und aus der sogenannten grossen Welt in die noch grössere, in den Schos der Natur, und besteig einen ihrer höheren Berge! Von da blicke herab mit aller Kraft deines Herzens und mit angestrengtem Sinn für das Schöne in die unübersehbaren Gefilde unter dir um dich her! Dieser Anblick ist durchaus gros und herrlich, ist bezaubernd und entzückend, und kann dich mit keinen andern Empfindungen, als mit frohen, erfüllen ... Dieser Rath ist gut, und ich habe ihn selbst schon befolgt; aber doch — — nun was denn? Ach, hier will ichs aussprechen, wie's mir alsdann ging. So lange ich nehmlich im Stande war, blos bei dem wunderschönen und wunderherrlichen Anblick zu verweilen, und nichts, als ihn zu denken, lief es gar freudig für mich ab; sobald ich aber, hingerissen durch mein Herz, die Frage that — wie gehts da unten in den reitzenden Gefilden der in ihnen wohnenden Menschheit? — waren alle meine frohen Empfindungen dahin, und sehr traurige nahmen ihre leere Stelle ein. Elend gehts ihr, war die Antwort darauf, viel elender, als der Thierwelt, die auch da unten hauset. Wenn Pest und Erdbeben sie verschonen, so bebt unter ihnen die Erde vom Kanonendonner,

und der Krieg raft ihren rüstigsten Theil dahin — der Krieg, der noch oben drauf ihre Städte und Dörfer zerstört, und ihre Länder verwüstet. Ist ia einmal Friede, so seufzt sie unter Druck und Zwang. Die Freiheit ist von ihr entflohen; Mangel an Lebensgenüssen ist bei ihr eingekehrt. Verzweiflung an Allem, was heilig ist, bedrohet sie, und die Hälfte von ihr stürbe lieber heute, als morgen, um nur aus dem Jammerdrange zu kommen ... Bei dieser Antwort geschah es dann, daß ich den Berg, auf dem ich erst iubelnd gestanden, mit tiefer Wehmut wieder verlies, und so schuf auch da der Herabblick in die lachenden Erdengefilde Freuden und Leiden zugleich für mich.

Nun, so schaue auf zu den Gefilden des Himmels, und richte dein hohes Gefühl auf die maiestätische Sternenpracht! da, da schaft es nichts, als Freuden und Wonnen, für dich. Ja, dis ist Wahrheit, unumstösliche Wahrheit. Mit Entzücken verliehrt sich da mein äuserliches Auge unter den zahllosen flammenden Welten; mit Entzücken verliehrt sich da mein inneres Auge in ihrer unbegreiflichen Ordnung, und in der über Alles gehenden Vorstellung, daß ein einziger höchster Geist über sie insgesamt walte, und daß sie samt

und sonders noch weit erhabenere und vollkommenere Schauplätze seiner Weisheit und Güte sind, als meine erste Wohnwelt, Planet Erde. Ha! welch ein Blick also der Aufblick von der sogenannten grösseren Welt, der irdischen Natur, in die allergrössseste Welt, ins Universum! Warum ist er es nur, bei dem das hohe Gefühl nichts, als Freuden, gewährt? Der Himmel, dis ists, soll uns vorzüglich an sich ziehen; er soll dis darum, weil einst in seinen glänzenden Gefilden auch irgendwo unsere Wohnwelt sein wird — unsere erhabenere Wohnwelt, in der Wahrheit und Tugend und Glückseligkeit herrlichst gedeihen werden, und wo das Reich der Vernunft, des Gewissens und des Frohsinns in voller Blüte sein wird. Je höherer Empfindungen wir nun fähig sind, desto mehr wird uns auch der Anblick des Himmels begeistern.

So sei hohes Gefühl nach einem ruhigen Gewissen mein grössester Schatz! Hoch schlage mein Herz für Wahrheit, Tugend und Menschenglück! Hoch schlage es für Freundschaft und Liebe — hoch für die irdische Natur! Sei es immerhin, daß ich davon nicht blos Freuden, sondern auch Leiden, habe; das hohe Gefühl segnet mich doch, und ich fühle mich dabei zugleich erst wahrhaftig als

Mensch. So oft ich es aber recht rein zu geniessen wünsche, will ich mein äuseres und mein inneres Auge an den gestirnten Himmel heften; ich will im Geiste schon gen Himmel steigen, und mir's so vorkommen lassen, als hausete ich bereits da irgendwo im Lande der Weisen, der Heiligen und der Seligen.

Fünf und sechzigste Stunde.

Moralische Menschenmetamorphosen durch Glück und Unglück.

Reden, die vernommen werden, Schriften, die gelesen werden, Beispiele, die erblickt werden, pflegen unter gewissen Umständen — besonders, wenn die Redner, die Schriftsteller und die Beispielgeber Personen von Bedeutung sind — grosse Verwandlungen des Gemüths zu bewirken; aber was sind diese Gemüthsverwandlungen gegen die moralischen Menschenmetamorphosen, oder gegen die Totalveränderungen des Gesinntseins, welche Glück und Unglück anrichten? Glück und Unglück sind im Stande, gute Menschen zu schlechten, und schlechte Menschen zu guten zu machen. Ach, daß sie doch nur auf die letztere Weise ihre Verwandlungskraft zeigten, oder sie wenigstens am häufigsten zeigten! Da dis aber nicht der Fall ist, weil die Menschen so sehr am Sinnlichen hangen, so

sei zuerst die Rede davon, daß grosse günstige und ungünstige Veränderungen des äuserlichen Zustandes — eintretendes Glück und Unglück genannt — den inneren Zustand, den Herzenszustand, leicht zu verschlechtern pflegen! Wie oft sah ich schon Menschen, die, so lange sie in beschränkten Umständen lebten, gut waren, schlecht werden, so bald ihre Umstände sich verbesserten! Wie oft sah ich schon Menschen, die, so lange sie sich in guten Umständen befanden, gut waren, auch schlecht werden, sobald ihre Umstände sich verschlechterten!

Ja, so ists. Was das Erstere hiervon betrift, so will ich mir meine gemachten Erfarungen darüber selbst erzählen; wie leid thut mir's um sie, daß sie nicht blos mir gleichgültige Personen, sondern auch Freunde von mir, betreffen! — Menschen sah ich, Menschen, die, als sie noch in einer Art von Verborgenheit lebten, und nur Ehre unter den Ihrigen genossen, liebenswürdige Bescheidenheit und Anmassungslosigkeit äuserten, die aber, nachdem sie durch einen vielvermögenden Gönner öffentlich hervorgezogen, und auszeichnender bürgerlicher Ehrenbezeugungen theilhaftig gemacht wurden, sich als die Ungeschliffensten, Aufgeblasensten und Stolzesten zeigten. Niemand

konnte sie nun genug loben und preisen, Niemand sich tief genug vor ihnen bücken, Niemand ihnen schnell genug in der Gesellschaft den Vorplatz, und auf der Strasse den breiten Stein, einräumen, Niemand ihnen etwas zu Danke reden oder machen. — Menschen sah ich, Menschen, die, als sie noch blos ihre eigene Herren waren, und Andern nichts zu befehlen hatten, sich freiwillig gegen ieden Machtmisbrauch, gegen iede Gewaltsamkeit und ungerechte Bedrückung empörten, die aber, als sie selbst Macht und Gewalt über Andere in die Hände bekamen, ihre Macht arg misbrauchten, und sehr gewaltsam verfuhren. Sie, die vorher im Stande gewesen waren, den bedrängten Unterthan gegen seinen harten und gewissenlosen Fürsten zu vertheidigen, wurden nun Fürstenknechte, halfen den Unterthan bedrängen, und lachten ihm ins Gesicht, wenn er sie an ihre ehemaligen humaneren Gesinnungen zu erinnern sich die Freiheit nahm. — Menschen sah ich, Menschen, die, als sie gerade nur so viel hatten, daß sie ihrem Stande nach, wie man zu sagen pflegt, leben konnten, sehr mässig lebten, sehr genügsam, und sogar bei andringenden fremden Nothgelegenheiten freigebig waren, die aber, indem sie durch

eine reiche Erbschaft, oder durch eine Quaterne, oder durch sonst einen übergnädigen Handstreich, welchen ihnen das Schicksal versetzte, in Ueberflus geriethen, von der ganz entgegengesetzten Seite sich hinstellten. Entweder sie wurden Unmässige, Treiber des unsinnigsten Luxus, Schwelger und Prasser; oder sie verfielen auf Ungenügsamkeit, die ihresgleichen nicht hatte, und auf Geitz, der sie aus ehemaligen Freigebigen zu Aussaugern der Armen umschuf. — Wer lebt schon eine geraume Zeit, und hat nicht alle dergleichen Erfarungen, welche ich mir iezt erzählte, so gut gemacht, wie ich, und kann sie sich nicht ebenso erzählen, wie ich sie mir erzählte?

Es ist also unzubezweifelndwahr, daß Viele, die, so lange sie in beschränkten äuserlichen Umständen leben, gut sind, schlecht werden, sobald ihre Umstände sich verbessern; ebenso unzubezweifelndwahr ists aber auch, daß Viele, die, so lange sie sich in guten Umständen befinden, gut sind, schlecht werden, sobald ihre Umstände sich verschlechtern. Wie Glück den Sinn verschlechtert, so verschlechtert ihn auch Unglück. Auch die hierüber gemachten Erfarungen will ich mir wiedererzählen; nur bedaure ich ebenfals, daß sie

nicht blos mir gleichgültige Personen, sondern auch Freunde von mir, betreffen. — — Ich sah Menschen, ia, Menschen sah ich, die in ihren guten Zeiten zu den Ehrlichsten und Redlichsten gehörten; Jeder konnte ihnen aufs Wort glauben, und auf keine Weise wäre es ihnen eingefallen, Andere um das Geringste zu bringen. Es traten böse Zeiten für sie ein; wie gings da mit ihnen? Die Noth machte sie zu Lügnern, zu Betrügern, ia, zu Meineidigen und Abschwörern erhaltener Darlehen und ausgestellter Handschriften darüber. — Ich sah Menschen, ia, Menschen sah ich, die in ihrem Wohlstande viel Humanität an sich erblicken liessen, und edle Menschenfreunde waren; sie nahmen Theil an Allem, dienten gern, liebten die Geselschaft, und schufen sich selbst Pflichten für sie. Ihr Wohlstand sank durch Zeitendruck gänzlich darnider; was geschah nun mit ihnen? Sie wurden hart und fühllos gegen Andere, völlige Menschenfeinde, die die ganze Welt hassten, leisteten auch solche Dienste nicht mehr, die sie doch noch leisten konnten, und kamen auf den unseligen Einfall, sich für ihr widriges Schicksal durch Uebertretung ihrer vollkommensten und ersten Pflichten an ihrem Amte und Berufe, ia, sogar an den

Ihrigen, zu rächen. — Ich sah Menschen, ja, Menschen sah ich, die als Glückliche Muth besassen, und hohes religiöses Gefühl bezeigten; sie zitterten im Vertrauen auf ihre gute Sache vor keiner Gefar, in die sie eingehen musten, sprachen der Fürsehung bei ieder Gelegenheit das Wort, und erklärten ihren Plan über die Menschheit für eben so heilig, als dunkel. Sie wurden wider ihre Erwartung Unglückliche; und was nun? Allen Muth warfen sie weg, bebten auch da, wo's gar keine Gefar für sie gab, geriethen in Verzweiflung, tadelten, spotteten, lästerten die Regirung Gottes, und kündigten ihm unsinnig alles Vertrauen zu ihm, ia, sogar den ganzen Glauben an ihn, auf. — Wer lebt schon eine geraume Zeit, und hat nicht alle dergleichen Erfarungen, welche ich mir ietzt wiedererzählte, so gut gemacht, wie ich, und kann sie sich nicht ebenso wiedererzählen, wie ich sie mir wiedererzählte?

Dis sind die bösen moralischen Menschenmetamorphosen, welche Glück und Unglück anrichten; sollt's denn auch nicht gute geben, die sie stiften? Sollte eintretendes Glück und Unglück nicht auch zuweilen aus schlechten Menschen gute machen, wie es oft aus guten Menschen schlechte

macht? O doch, und so sei nun auch die Rede noch davon, daß grosse günstige und ungünstige Veränderungen des äuserlichen Zustandes den inneren Zustand, den Gemüthszustand, auch wohl zu verbessern pflegen. Man findet in der That Menschen, die als Unglückliche schlecht waren, und als Glückliche gut wurden; und so findet man in der That auch Menschen, die als Glückliche schlecht waren, und als Unglückliche gut wurden. Mir ists doch aber immer so vorgekommen, als wenn die Anzahl der Letzteren die grössere sei, und darum will ich auch bei ihnen anfangen.

Es kommt hier Alles darauf an, ob ein Mensch aus wirklichem inneren Hange zum Bösen, oder nur aus Leichtsinn, schlecht sei. Im ersteren Falle dürfte er, wenn er aus einem Glücklichen ein Unglücklicher wird, schwerlich dadurch gebessert werden; vielmehr ist zu fürchten, daß er nun gar erst recht verschlechtert werden werde. Da er das Unglück schon mit Bosheit in Empfang nimmt, wie wird die Bosheit in ihm unter dem Drucke desselben selbst noch immer mehr znnehmen! Ist Jemand aber aus Leichtsinn blos — wie doch gewis oft der Fall ist — schlecht, so ist wohl zu erwarten, daß die traurige Verwandlung seines äuserli-

chen Zustandes die nöthige Seelenkur an ihm verrichten werde. Sie wird ihn heftig erschüttern — an Zerstreuungen, von der erhaltenen Erschütterung sich zu erholen, fehlt es ihm; so kommt er zum Besinnen. Da sagt ihm dann sein Gewissen, auf das er im Taumel der Glückseligkeit nicht hörte, nun aber hören mus, und auch wirklich hört — denn grundschlecht war er nie — daß er durch Misbrauch seiner guten Tage die gekommenen bösen, wo nicht selbst verschuldet, doch wirklich verdient habe; so beiammert er seine begangene Thorheit, erkennt das über ihn ausgebrochene Unglück als das Mittel an, dessen sich die Gottheit bediene, ihn überall zu besseren Gesinnungen zu bringen, und entschliesst sich, diesen rechten Gebrauch davon auch wirklich zu machen. Er hing ehemals aus allen Kräften am Eitlen und Vergänglichen; nun, da es wirklich für ihn Vergang genommen hat, sieht er, was er daran gehabt habe, und findet es rathsamer, auf wesentlichere und unvergänglichere Güter, auf Güter des Geistes und Herzens, bedacht zu sein. Er fuhr mit vollen Segeln auf dem Flusse des Lebens, ohne recht zu wissen, wohin? nun, da er durch Sturm auf solche Weise Schifbruch erlitten hat, steigt er

in einen Kahn, und rudert langsam nach einem vernünftig bestimmten Orte fort. Er war stolz, und verachtete Alles um sich her; nun ist sein Stolz gedemüthigt, und er kann ihn nicht fortsetzen — so legt er ihn selbst ab, und lernt Menschen schäzzen. Er war rachsüchtig, und ahndete iede geringe Beleidigung; nun ist er froh, wenn man ihm vergibt, und bietet seinen Beleidiger, wie seinen Beleidigten, gern die Hand. Er war untheilnehmend und undienstfertig, weil er Menschenleiden nicht kannte; nun kennt er sie, und lernt Mitleid dadurch, daß er selbst des Mitleids bedarf... So geht es ganz natürlich zu, daß oft Menschen, die als Glückliche schlecht waren, als Unglückliche gut werden.

Möchten nur auch eben so oft die, welche als Unglückliche sich schlecht zeigten, sich, wenn sie nachher glücklich werden, gebessert zeigen! Bei ihnen will ich also schliessen. Hier beruhet Alles darauf, ob es wirklich nur die Noth war, welche sie zur Schlechtheit verführte, oder ob ihr Herz an sich selbst böse ist. Im letzteren Falle ist durchaus keine Besserung von ihnen zu erwarten. Lasst den heimtückischen Sklaven nur Herr werden — welch ein öffentlichtückischer Tirann wird er sein!

Lasst den übermüthigen Armen nur reich werden — welch ein noch weit übermüthigerer Reicher wird er sein! Lasst den hoffärtigen Nidrigen nur vornehm werden — welch einer der aufgeblasensten Menschen wird er sein! Lasst den ohnmächtigen Nachsüchtigen nur Macht bekommen — welch ein Unersättlicher in der Rache wird er sein!... Sobald es aber nur die Noth war, welche bei Menschen gewisse Schlechtheiten hervorbrachte, so ist in Folge des richtigen Grundsatzes, daß entgegengesetzte Ursachen entgegengesetzte Wirkungen erzeugen, zu glauben, daß die Verwandlung ihrer Noth in einen glücklichen Zustand auch ihre schlechten Gesinnungen in gute verwandeln werde. War's blos die Armut, welche sie unredlich machte — Reichthum wird sie redlich machen. War's blos die unverdiente Herabsetzung, welche ihnen Has gegen die Geselschaft einflößte — der verdiente Hervorzug nachher wird sie mit der Geselschaft ausssöhnen. War's blos Ohnmacht, die ihnen auch das Gute verleidete, welches sie allenfals noch hätten stiften können — beträchtliche Macht, die sie erhalten, wird sie fast über selbige noch edelthätig werden lassen. War's blos schiefer und verkehrter Gang der Hauptdinge ihres Lebens, der

sie zu Tadlern, wohl gar zu Lästerern der Fürsehung schuf — der nachherige geradere und regelmässigere Gang der Dinge wird sie zu Lobern und Preisern der Fürsehung umschaffen. — —

Da es nun so um die moralischen Metamorphosen steht, welche Glück und Unglück bewirken, daß beide bald verschlechtern, bald verbessern: so weis ich einen doppelten Rath, der deshalb weislich zu befolgen ist.

Erster Rath — „Man räume dem äuserlichen Zustande durchaus nicht die Gewalt ein, daß er den inneren Zustand, die Gesinnungen, verschlechtern dürfe, er selbst möge sich verbessern, oder verschlechtern, wie er will!" Wie wirft ein Mensch sich weg, wenn er seinen moralischen Karakter nicht nur abhängig von Glück und Unglück macht, sondern auch zu seiner Schande Glück und Unglück über ihn despotisch gebieten lässt! Das ist Menschenehre, wenn man einen wackern Karakter in Glück und Unglück behauptet; das ist aber arger Menschenschimpf, wenn Glück und Unglück den Karakter verstimmen und verschrauben dürfen, wie sie wollen.

Zweiter Rath — „Man benutze den äuserlichen Zustand — er mag sich verbessern, oder ver-

schlechtern, wie er will — zur Verbesserung seines inneren Zustandes, seiner Gesinnungen!" Dazu ist er da, und so lange da, als wir in ihm hausen. Man kann ihn ia auch dazu recht wohl gebrauchen; warum wollte man ihn, als ein vernünftiges und sittliches Wesen, nicht dazu gebrauchen? Unglück kann bessern — Glück kann bessern: so wende man doch Glück und Unglück zu seiner Besserung an!

O Glück und Unglück — ihr phisische Verwandlungsstifter, werdet doch auch nichts, als schöne moralische Verwandlungsstifter für die, welche ihr betreffet! Dann dankt euch die moralische Welt, und hat euch auch in der That Viel zu verdanken. Zertrümmert sie aber ia nicht noch vollends; sie steht so schon nur noch auf schwachen Füssen.

Sechs und sechzigste Stunde.

Pflege der Humanität.

Humanität — was ist sie? Menschlichkeit, menschliches Gefühl, menschlicher Sinn, oder — Menschenfreundlichkeit, theilnehmendes Gefühl, wohlwollender Sinn. Sie ist nach der Vernunft das Schönste an uns, zeichnet uns, wie diese, vor den Thieren aus, erzeugt alle gesellschaftlichen Tugenden, ist die Hauptsache beim gesamten Verkehr mit Andern, ziert den Befehlshaber, schmückt den Richter, und adelt sogar den Wohlthäter erst recht. Gewis ists, daß wir die Anlagen zu ihr von höchster Schäpferhand erhielten, und gleich mitbrachten, wie die Anlagen zur Vernunft; gewis ists aber auch, daß sie eben so gepflegt sein will, wie diese, wenn sie wohl gedeihen soll. Hieran fehlts dann leider oft, und zwar nicht nur in den untersten Ständen, sondern in

allen Ständen, auch wohl in den höchsten, die doch vorzüglich mit ihr prangen sollten. — —

Man hat die Pflege der Humanität zuförderst durch öfteres Nachdenken über sie zu betreiben. Vernunftwesen gebührt es, ihren Sinn auch an der Hand der Vernunft vorzüglich zu stimmen. Man denke also oft über ihre unumgängliche Nothwendigkeit nach! Diese ist von so einer Grösse, daß man durchaus kein wirklicher Mensch ist, sondern blos wie ein Mensch aussieht, wenn man nicht auch ein menschliches Herz hat. Ohne so ein Herz steht man sogar noch manchen Arten von Hausthieren und andern zahmen Thieren nach, die sich oft so hold und mild bezeigen, daß ihnen blos das menschliche Aussehen fehlt, um ihren Sinn für Menschensinn zu halten; mit den wilden Thieren aber, mit den Raubthieren und mit reissenden Thieren hat man alsdann viel Aehnlichkeit. Diese Vorstellungen halte man sich recht oft vor; sie werden gewis gute Dienste leisten, oder — man müste schon ganz verwildert sein. Man denke aber auch oft über die verschidenen Arten von Erweisungsfällen der Humanität nach! Was wäre irgend ein Sinn, wenn er sich nicht äuserte? Man hätte ihn alsdann gewis nicht. Aeusert sich denn

nicht auch der inhumane Sinn stark genug? Man stelle sich also oft alle mögliche gesellschaftliche Lagen vor, in die man kommen kann, und nehme da seine Masregeln, wie man seinen humanen Sinn in ieder von ihnen auszuüben und zu Tage zu legen habe! Man frage sich dann z. B., wie zeigst du ein menschliches Herz, wenn Andere fehlen, wenn die, welche gefehlt haben, sich bessern, wenn du beleidigt wirst, wenn du beleidigt hast? Oder — wie zeigst du ein menschliches Herz, wenn du einen Handel abschliessest, wenn ein Vergleich dir angeboten wird, wenn du dein Wort einmal gegeben hast, wenn das dir gegebene Wort aus Unvermögen nicht gehalten wird? Oder — wie zeigst du ein menschliches Herz, wenn du gebieten kannst, wenn du gehorchen must, wenn du Glücklichere, als du bist, siehst, wenn du von Nothleidenden hörst, u. s. w. u. s. w.? Man lasse sichs dann so vorkommen, als wäre man schon in dergleichen Lagen, und handle in Gedanken schon so in ihnen, wie die Humanität es erfordert; kommt man hernach über lang oder kurz wirklich in sie, so wird man in ihnen auch wirklich so handeln.

Mit dem Nachdenken über die Humanität mus sogleich, wenn man sie gehörig an sich pflegen

will, der Umgang mit humanen Menschen verbunden werden. Ihre schönen Beispiele geben nicht nur den schönen Vorsätzen, welche man aus sich fasste, noch mehr Kraft, sondern es ist dem Herzen auch überhaupt sehr heilsam, wenn man recht viel Humanes sieht und hört. Schlimm genug schon, daß man in der bürgerlichen Geselschaft oft Zeuge von Inhumanität, und wohl gar von der allergröbsten Inhumanität, werden mus; wie wollte man nun gar auch noch inhumane Freunde sich wählen? Dis wäre der nächste Weg zu eigener Inhumanität. Die Gesinnungen derer, welche man liebt, gehen nur gar zu leicht in das sie liebende Herz über; sind sie schlecht, so findet man sie nur anfangs schlecht, und die Liebe spiegelt sie bald als erträglich vor; ist ihr aber diese Vorspiegelung erst gelungen, so gelingt ihr nach und nach auch die Anschliessung an sie. Wer daher schlechterdings mit inhumanen Menschen viel umgehen mus, weil er es nicht ändern kann, der sei recht auf seiner Hut und suche sich durch sein eigenes Nachdenken über die Humanität gegen ihre inhumanen Beispiele zu schützen! Er rufe sich immer zu — sie handeln schlecht, sie handeln schlecht, und du musts zwar mitansehen, und mitanhören, darfst aber nie so handeln, wie sie —!

Eine schöne Pflege der Humanität ists auch, wenn man sich gleich alsdann, wenn man sie ausüben soll, an die Stelle derer versetzt, gegen die man sie ausüben soll. Es vergeht sich z. B. Jemand aus Uebereilung; gleich denke man, worauf würdest du rechnen, wenn du dich so vergangen hättest? Nicht wahr, auf gelinde Beurtheilung? Nun, so beurtheile du ihn auch gelinde! Oder — Jemand kann nicht zu der Zeit Zahlung leisten, welche man ihm bestimmt hatte; gleich denke man, was würdest du wünschen, wenn du ihm die Zahlung zu leisten hättest? Nicht wahr, Stundung? Nun, so stunde ihm auch! Oder — es leidet Jemand Noth, in der man ihm Beistand zu reichen vermag; gleich denke man, was würdest du erwarten von ihm, wenn du gleiche Noth littest, und er dir gleichen Beistand zu reichen vermöchte? Nicht wahr, Hülfe? Nun, so hilf ihm auch! Man müste doch in der That fast kein Gefühl für sich selbst mehr haben, wenn dergleichen Selbstversetzungen an fremde Stellen nicht das menschliche Gefühl für Andere in volle Rege brächten.

Sehr wohl pflegt man ferner die Humanität an sich, wenn man sich über iedes gegen sie begangene Vergehen, sobald man es einsieht, einen

recht strengen Vorhalt thut. Liebt man sie nur erst wahrhaftig, und findet man in ihr die Zierde seines Wesens, so wird das wieder freier gewordene Selbstbewustsein nicht lange anstehen, zum Gefühle des Verstosses gegen sie zu bringen. Dieses Gefühl halte man alsdann recht fest, und sage sich dabei, wie man anders hätte handeln sollen, und schäme sich vor sich selbst, nicht so gehandelt zu haben. Kommt dann wieder ein ähnlicher Fall, schwerlich wird man wieder so verstossen. Wie konntest du so auffahren, sage man z. B. zu sich, als dir widersprochen ward? Must du nicht eben so willig die Meinung Anderer anhören, wie Andere deine Meinung anhören sollen? O wie hast du dich vergessen! Gewis, der nächste künftige Widersprecher wirds dann besser haben. Oder — wie konntest du eine gemachte falsche Geschäftsbetreibung deinem Untergebenen so hart verweisen? Sahest du nicht, daß sein begangener Irthum ihn selbst schmerzte? O wie hast du ihn gemishandelt! Gewis, dem nächsten künftigen irrenden Untergebenen wirds dann milder ergehen. Oder — wie konntest du ienen Bittenden deinen Unwillen darüber so empfinden lassen, daß er mit seiner Bitte an dich zu einer dir ungelegenen Zeit kam, und

dich in einem Vergnügensgenusse störte? Mus dir nicht das Vergnügen, zu helfen und zu dienen, über alle sinnliche Vergnügungen gehen? O wie hast du dich beschimpft, und ihn gekränkt! Gewis, der nächste künftige Bittende wird kommen können, wann er will.

Ebenso habe man aber auch auf der andern Seite eine recht herzliche Freude über sich selbst, wenn man wahrhaftig human gehandelt hat! Das Bewustsein davon ist gewis gleich da, und so auch die Freude darüber; ihr überlasse man sich als zur Selbstbelohnung für sein menschliches Herz. Wie brav, wie schön, wie edel wars, spreche man z. B. zu sich, daß du ienem Ungebildeten es übersahest, als er dir nicht die gehörige äuserliche Achtung bezeigte, sondern dir gar unbescheiden begegnete! Oder — wie brav, wie schön, wie edel wars, daß du ienem zu viel von dir Begehrenden die abschlägliche Antwort, welche du ihm geben mustest, so gabst, daß er fühlen muste, sie thue dir so wehe, wie ihm! Oder — wie brav, wie schön, wie edel wars, daß du ienem vorher mit dir unversöhnlichen Feinde, als ihn die Noth trieb, sich mit dir auszusöhnen, die Verzeihungshand reichtest, ohne ihm bittere Vorwürfe zu machen!

Diese Freude über sich selbst gehört gewis unter die schönsten Pflegen der Humanität; denn sie ist so süs, daß man nach ihrem öfteren Genusse lüstern werden mus.

Gänge in die Wohnungen, Hütten und Aufenthalte der Nidrigen, Ohnmächtigen und Armen sind auch Jedem sehr zu empfehlen, der Humanität an sich pflegen will. Man lernt da in der That das menschliche Elend erst recht kennen, und findet so da die eigentliche Schule des Mitleids. Besonders sollten die Vornehmen, die Mächtigen, die Reichen diese Schule fleissig besuchen, welche oft sich nicht anders benehmen, als wenn sie glaubten, alle Menschen hättens in der Welt so gut, wie sie. Hat man dann aber auch durch sein Ansehen solchen Geringen, und durch seine Macht solchen Ohnmächtigen, und durch seinen Ueberflus solchen Armen, die man aufsuchte, geholfen, und kommt man denn einmal wieder zu ihnen, und findet sie beim zweiten Besuche zufridener — ach, welche Seligkeit für das Herz der Gedanke: diese menschliche Zufridenheit ist dein Werk! Ist es anders möglich, als daß dieser Seligkeitsgenus noch immer humaner machen müsse?

Sehr viel beruhet auch bei der Humanitätspflege darauf, daß man nur solche sinnliche Vergnügungen wähle, welche die feineren menschlichen Gefühle nicht beschaden, sondern begünstigen. Die Jagd gehört auf keinen Fall unter die begünstigenden, am allerwenigsten die Hetz- und Parforcejagd, bei der der verfolgende Mensch unter das wehrlose Thier, das er verfolgt, und dem nach Gottes Willen keine unnöthigen Leiden gemacht werden sollen, herabsinkt. Eben so wenig begünstigt auch das hohe Spiel, und am wenigsten das Hazardspiel, die Humanität, weil es Leidenschaften nährt, die ganz den Gegengeist von ihr haben — Gewinnsucht, Arglist, Zorn, Zanklust, Neid, Schadenfreude u. s. w. Mit dem wilden Tanze verhält sichs aus phisischen Gründen eben so, und mit der Kriegsmusik aus psichologischen Gründen auch nicht anders. Ausser vernünftig und anständigfrohen Geselschaften wird immer der Genus der schönen Natur derienige sinnliche Vergnügensgenus bleiben, durch den man Humanität und ein menschliches Herz an sich am besten pflegt. Er befördert keine rauhe und wilde Neigung; unter allen milden und sanften aber gibts keine, die er nicht stärkte. Man schöpfe ihn also

fleissig! Man schöpfe ihn selbst fleissig; ist man aber zugleich Erzieher Anderer, so lasse man ihn auch — da die Humanitätspflege nicht früh genug betrieben werden kann, seine Zöglinge fleissig schöpfen! Man mache es mit ihnen ganz so, wie die heiligen Urkünden besagen, daß Gott es mit den ersten Menschen gemacht habe, die er auch im Schosse der schönen Natur erzog! Kinder haben an sich schon Hang zur offenen, freien Naturwelt, und man darf ihnen solchen nicht erst beibringen; man hat nichts weiter zu thun, als daß man diesen ihren Hang begünstige, und sie so oft, als möglich, im Freien, besonders im reizenden Freien, sich befinden lasse. Gewis eine der wichtigsten Regeln für alle Erzieher, die wakkere Erzieher sein wollen, daß sie hiefür ernstlich Sorge tragen!

Wer endlich die freie Wahl unter seinen fortdauernden und bleibenden Geschäften hat, der wähle auch so bedachtsam auf seine Humanität unter ihnen, wie unter seinen Vergnügungen! Unaussprechliche Einflüsse haben sie auf das Herz, und pflegen es, ie nachdem sie beschaffen sind, geschliffen, oder rauh, mild, oder wild, bald hoch zu menschlichen, bald ganz zu entmenschlichen.

Wenn es also auch immerhin wahr sein mag, daß es in allen Ständen und Berufen humane und inhumane Menschen gebe, warum gerade einen solchen ergreifen, der offenbar die häufigsten Verleitungen zur Härte mit sich führt, und in dem man wohl gar oft hart zu handeln gezwungen ist? Mus man aber in ihn eintreten, so trete man mit dem redlichsten Vorsatze in ihn ein, sein menschliches Herz in ihm zu behaupten; man sei in ihm immer auf seiner Hut deshalb, ziehe sich von der wüsten Lebensart, die sich so leicht mit ihm verbündet, zurück, unterscheide die Fälle, wo er Härte ausüben mus, von denen sorgfältig, wo er keine Härte auszuüben nöthig hat, und handle auch dann, wenn er hart handeln mus, nie mit Wohlgefallen daran so!

Betreibt man auf solche Weise von allen Seiten die Pflege seiner Humanität, so wird man sie auch im Greisesalter, das durch eingetretene Stumpfheit der Empfindungen und durch seine Beschwerden so leicht inhuman macht, beibehalten; o und wie liebenswürdig ist ein humaner Greis! Um ihn her versammeln sich freudigst seine Kinder und Kindeskinder, und alle seine iüngeren

Freunde, und wetteifern, ihm den Abgang der ausserhäuslichen Welt und der sinnlichen Genüsse der Jugend und des mittleren Alters durch ihre Herzlichkeit gegen ihn zu ersetzen. Wehe aber dem, der als Jüngling und als Mann schon auf menschliches Gefühl nicht hielt; er wird der unerträglichste Alte sein, und ihn wird fliehen, wer ihn fliehen kann. Einsam und verlassen wird er da sitzen, und sich die Langeweile mit nichts zu vertreiben wissen, als mit Schelten und Fluchen auf die ganze Welt, die es nicht hört. Ueberhaupt gehört angewöhnte Inhumanität zu denienigen Gewohnheiten, welche noch Niemand wiederabgelegt hat. Wie nöthig ists also doch, daß man gleich, sobald man die Jahre des reiferen Nachdenkens erreicht hat, sein menschliches Gefühl zu pflegen sich angelegen sein lasse, und mit der Pflege desselben hernach in der höheren Jugend und im männlichen Alter auf das wackerste fortfahre!

Sieben und sechzigste Stunde.

Moralische Weltordnung.

Eine vollkommene moralische Weltordnung stelle ich mir so vor — daß das Gesetz des Guten, worauf sie sich gründet, gehörig bekannt gemacht worden sei, daß die, welche es befolgen sollen, so eine Wesenseinrichtung erhalten haben, daß ihnen dieses Gesetz heilig und ehrwürdig sein müsse, daß dann aber auch die Anstalt getroffen werde, daß das Gute immer gelinge, das Böse aber immer mislinge, und daß das Gute immer auch äuserlich lohne, das Böse aber immer auch äuserlich strafe. Diese Begriffe von moralischer Weltordnung nun vorausgesetzt, so entsteht die Frage — gibts dergleichen Ordnung in der moralischen Wesenwelt, die Menschenwelt heisst?

Was den ersten Punkt, oder die Bekantmachung des Gesetzes des Guten, betrift, so ist diese offenbar so gehörig geschehen, als möglich. Das

Gesetz ist dem Menschen ins Herz geschrieben — eine innere Stimme verkündigts ihm — — Beides besagt Einerlei. Da aber freilich die Sittlichkeit des Menschen sich auf seine Vernünftigkeit gründet, so wird hiermit eigentlich nur besagt, daß die innere Stimme ihm das Gesetz verkündige, sobald seine Vernunft sich wohl auszubilden beginnt. Sie ist ia die Stimme der Vernunft selbst — wie könnte sie sich also eher hören lassen? Wenn es mithin noch ganze Völker gäbe, die ohne alle Vernunftausbildung wären, so konnte ihnen das Gesetz auch noch nicht verkündigt werden; sogar höhere Offenbarungen desselben würden dazu nichts geholfen haben, weil sie sie noch nicht verstanden hätten. Daß es aber, sobald die Vernunft sich wohl auszubilden beginnt, keiner weiteren und höheren Bekantmachung und Offenbarung des Gesetzes bedürfe, als derienigen, welche durch sie selbst geschieht, beweisen alle die alten und neuen Völker des Erdbodens, welche das Gesetz des Guten hatten und haben, ohne von einer geoffenbarten Religion etwas zu wissen. Es ist angenehm, zu lesen, und ich freue mich, so oft ich es lese, daß sogar ein Apostel des Christenthums dieser Meinung war. „Wenn die Heiden, die kein geoffen=

bartes Gesetz haben, doch von selbst thun, was das Gesetz vorschreibt, so müssen sie doch in dem Besitze von etwas sein, das bei ihnen seine Stelle vertritt. Dadurch zeigen sie, daß das Gesetz in ihre Herzen geschrieben ist, so, daß sie genau selbst wissen können, ob sie recht, oder unrecht, handeln." Es ist noch angenehmer, zu lesen, und ich freue mich noch mehr, so oft ich es lese, daß selbst der Stifter des Christenthums so dachte. „Es werden Viele kommen von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht, u. s. w." — wer kennt nicht diese seine ächtweisen Worte? Dagegen also, daß die Bekantmachung des Gesetzes des Guten, oder des Sittengesetzes, gehörig geschehen sei, ist gar nichts zu sagen. Sie ist vielmehr auf das möglichstvollkommenste geschehen; denn wie konnte sie vollkommener geschehen, als dadurch, daß das Gesetz durch die Vernunft Jedem ins Herz geschrieben ward, oder, daß Jedem, sobald er zur Vernünftigkeit gelangt, eine innere Stimme, die die Stimme der Vernunft selbst ist, es verkündigt?

Was den zweiten Punkt, oder die Wesenseinrichtung derer, die das ihnen gegebene Gesetz befolgen sollen, betrift, ob sie nehmlich so beschaf-

fen sei, daß ihnen das Gesetz heilig und ehrwürdig sein müsse, so ist auch diese für die Menschen auf das gehörigste getroffen worden. Dieselbe innere Stimme, welche das Gesetz bekannt macht, dringt auch auf Befolgung desselben, und ahndet nachher seine geschehene Nichtbefolgung. Hier bekommt sie den Nahmen der Stimme des Gewissens, oder der praktischen Vernunft. Wo ist ein Mensch, der das Gesetz kennt, den nicht, wenn er nicht schon ganz ein Sklav seiner Leidenschaften geworden, und tief in böse Gewohnheiten und in sittliches Verderben versunken ist, sein Gewissen vor ieder Gesetzesübertretung warnte, ehe er sie begeht? Wo ist ein Mensch, der das Gesetz kennt, und um den es nicht schon in eben so hohem Grade schlecht steht, dem nicht sein Gewissen nach begangener Uebertretung des Gesetzes und nach vollbrachtem Bösen verurtheilte? Das Gewissen ists also, durch welches die Einrichtung bewirkt ward, daß das Gesetz uns, denen es gegeben ward, auch heilig und ehrwürdig sein müsse. Die Zufridenheit des Menschen mit sich selbst beruhet solchergestalt darauf, daß er das Gesetz halte; da nun diese sein höchstes Gut ist, wie konnte ihm das Gesetz heiliger und ehrwürdiger gemacht werden, als so?

Man wende hiergegen nicht ein, daß oft die vorsätzlichsten und ärgsten Uebertreter des Gesetzes die mit sich selbst zufridensten Menschen wären; es ist nicht wahr, daß sie dis sind, sondern sie sind blos nicht unzufriden mit sich, und dis rührt davon her, daß sie im Taumel der Leidenschaften nicht zum Besinnen kommen. Dieser Taumel wird sich aber einst legen; sie werden zur Selbstbetrachtung und Selbstbeschauung gezwungen werden, und wie gros wird dann ihre Unzufridenheit mit sich sein, wenn ihr eigenes Herz ihnen das zugleich unabbittlichste und härteste Verdammungsurtheil spricht! Ja, so gros wird sie sein, daß sie in volle Verzweiflung übergeht; — eine fürchterliche Rache, die oft das Gewissen dafür nimmt, daß man weder auf seine Warnungen vor Vollbringung des Bösen, noch auf seine Vorhalte nach vollbrachtem Bösen, achtete! Wie selig ist dagegen doch der, der auf beide hörte, den die Gewissenswarnungen in den mehresten Fällen vom Bösen abhielten, und den, wenn er ja zuweilen Unrecht begangen hatte, die Gewissensvorhalte darüber bald zum Rechtthun zurückbrachten! Wie wird er sich segnen dafür, daß er durch sein Gewissen das Gesetz des Guten sich so heilig und ehrwürdig sein

lies, als es ihm durch dasselbe gemacht werden sollte!

Kommt man nun aber auf die übrigen beiden Punkte einer vollkommenen moralischen Weltordnung, oder darauf, daß das Gute immer gelingen, das Böse aber immer mislingen müsse, und daß das Gute immer auch äuserlich lohnen und das Böse immer auch äuserlich strafen müsse — wie stehts da um eine solche Ordnung in der Menschenwelt? Ach! wie gern spräche man ihrer Existenz in selbiger auch in diesen Hinsichten das Wort, wenn man nur könnte! Aber —

Es ist zu sonnenklar, daß das Gute, ia, das Allerbeste, von ieher, so weit uns die Geschichte der Menschheit bekannt ist, oft ganz und gar mislang, und auch zu unsern Zeiten oft ganz und gar mislingt; während daß das Böse, ia das Allerböseste, völlig gelang, und noch völlig gelingt. So ists auch ebenfals zu sonnenklar, daß von ieher, so weit die Geschichte der Menschheit reicht, das Gute seinen Thätern oft so vergolten ward, als wenn sie das ärgste Böse gethan hätten, und auch zu unsern Zeiten noch so vergolten wird; während daß das Böse seinen Thätern so vergolten ward,

und noch vergolten wird, als wenn sie das schönste Gute gethan hätten.

Man erwiedert gegen die erstere dieser sonnenklaren Wahrheiten, daß es auf der andern Seite nach der Geschichte sowohl, als nach der eigenen Zeiterfarung, eben so sonnenklar wahr sei, daß das Böse oft gänzlich mislinge, während daß das Gute herrlich gelingt. In der That, wahr mus dis auch wohl schon deswegen sein, weil das Gute sonst in der Welt unmöglich noch so weit hätte kommen können, als es doch wirklich kam, und weil das Böse sonst in der Welt schon noch viel weiter gekommen sein würde, als es wirklich nur gekommen ist. Allein — eine vollkommene moralische Weltordnung besteht ia nicht darin, daß Gutes auch oft gelinge, wie Böses, sondern darin, daß das Gute immer gelinge, und das Böse immer mislinge. Wie viel weiter müste dann auch bei einer solchen Ordnung das Gute in der Menschenwelt schon gekommen sein, als es gekommen ist, und wie müste bei ihr Böses in dieser längst schon gar nicht mehr anzutreffen sein! ... Auch hierauf erwiedert man wohl, daß im Grunde doch das Gute immer, aber nur nicht immer sofort, gelinge, und das Böse auch immer, aber nur nicht

immer sofort, mislinge. Ich kann dis nicht anders verstehen, als so, daß man meine, das misgelungene Gute gelinge entweder späterhin, oder werde doch die Ursache von anderem Guten, und das gelungene Böse gehe endlich wieder ein, oder müsse gar am Ende Gutes stiften. Gesetzt nun aber auch, es verhielte sich mit Gutem und Bösem durchgehends wirklich so — worüber doch aber schlechterdings so wenig ein vollständiger Beweis, als ein vollständiger Gegenbeweis, geführt werden kann — wäre damit eine vollkommene moralische Weltordnung abgethan? Wird nicht zu dieser auch erfordert, daß das Gute, wie immer, also auch immer sofort, gelinge, und daß das Böse, wie immer, also auch immer sofort, mislinge. Warum soll die Welt das Gute länger entbehren, als es nöthig wäre? Warum soll sie erst unter dem Bösen eine Zeitlang seufzen? Und — wenn misgelungenes Gutes mit der Zeit auch die Ursache von anderem Guten wird, warum ward es der Welt nicht auch selbst zu Theile? Oder — wenn gelungenes Böses am Ende auch Gutes stiften mus, hätte dieses Gute nicht auf eine edlere Weise der Welt zugeführt werden sollen?

Auf die letztere iener beiden sonnenklaren Wahrheiten, oder darauf, daß das Gute seinen Thätern oft so vergolten werde, als wenn sie das ärgste Böse gethan hätten, während daß das Böse seinen Thätern so vergolten werde, als wenn sie das schönste Gute gethan hätten, pflegt man zu erwiedern, daß auf der andern Seite auch oft eben so sonnenklar die richtigste Vergeltung geschehen sei, und noch geschehe. Ist wahr; wenn auch dis vollends nicht wahr wäre, so käm's ia gar so heraus, als wenn es recht darauf angelegt würde, daß die Menschen insgesamt vom Thun des Guten abgeschreckt, und zum Thun des Bösen hingerissen werden sollten. Was besagt man also eigentlich mit so einer Vertheidigung der moralischen Ordnung in der Menschenwelt? Doch in der That nichts weiter, als daß sie nicht durchaus unvollkommen sei; sie soll aber durchaus vollkommen sein, und dazu gehört, daß die Vergeltung überall und iederzeit richtig geschehe, oder daß, weil wir uns auch in einem sinnlichen und äuserlichen Zustande befinden, das Gute immer auch äuserlich belohnt, und das Böse immer auch äuserlich gestraft werde . . . Wollte man auch hierauf etwa wieder entgegnen, daß die Thäter des Guten,

wenn auch nicht immer sofort, doch am Ende noch, so belohnt, und daß die Thäter des Bösen, wenn auch nicht immer sofort, doch am Ende noch, so gestraft würden, so käme man auf keinen Fall damit fort; indem es die sonnenklarste Unwahrheit wäre, die man dadurch zu behaupten wagte. Blieben nicht schon viele Bösewichter glücklich bis an ihren Tod, und ward ihnen nicht nach einem allergenusvollsten Leben auch sogar die letzte Wohlthat noch zu Theile, daß sie auf das schnellste und schmerzenloseste starben? Endigte nicht die Leiden vieler Edlen und Verdienstvollen nur erst der Tod, und musten sie nicht sogar auch noch langsam und unter den schwersten Qualen ihn finden? O denke hier auch an die Märtirer aller Zeiten für Wahrheit, Tugend, Freiheit und Vaterland! Sie gehörten doch wohl zu den erhabensten Menschen? Denke an die Millionen, welche durch alle Jahrtausende und Jahrhunderte auf Schlachtfeldern fielen! Sie wirst du doch wohl nicht für eben so viele Millionen von Bösen erklären, die auf solche Weise zu bestrafen waren? Gesetzt aber auch, daß die Thäter des Guten insgesamt am Ende noch äuserlich gelohnt, und die Thäter des Bösen insgesamt am Ende noch äuserlich gestraft würden,

würde auch hierdurch die moralische Ordnung in der Menschenwelt vollkommen? Wie? für seine immer bewiesene Rechtschaffenheit nach einem langen unglücklichen Leben durch einen glücklichen Ausgang desselben belohnt werden — ist dis Lohns genug? Wie? für seine immer bewiesene Bosheit nach einem langen glücklichen Leben durch einen unglücklichen Ausgang desselben gestraft werden — ist dis Strafe genug? Wenn nun dadurch nicht einmal die moralische Ordnung in der Menschenwelt vollkommen würde, daß alle Thäter des Guten am Ende noch belohnt, und alle Thäter des Bösen am Ende noch gestraft würden, wie noch weit weniger kann sie es sein, wenn dis nur mit vielen beider Arten von Thätern der Fall ist, wie er es wirklich nur ist!

Vollkommen ist also zwar wohl die moralische Weltordnung, welche aus vier Punkten besteht, in Ansehung der beiden ersteren in der Menschenwelt; unvollkommen aber ist sie in dieser, was die beiden letztern anbelangt. Wohin führt mich diese Vorstellung? wohin mus sie mich führen? Zu dem festen Glauben, daß es für die Menschheit in Ansehung ihrer Existenz mit der irdischen

Gegenwart nicht abgethan sei, sondern daß eine höhere Zukunft sie noch erwarte, die die moralische Weltordnung in ihr zur völligen Vollkommenheit erheben wird — eine überirdische Zukunft, in der nur das Gute gelingt und gedeihet, und in der das Gute seine Thäter auch gewis, nicht nur innerlich, sondern auch äuserlich, lohnt und segnet. Wollte ich diesem Glauben nicht auf das herzlichste in die Arme sinken, so dürfte es wohl um meinen Glauben an einen allerhöchsten Urheber und Vorsteher aller moralischen Weltordnung, an Gott selbst, geschehen sein. Ja, dis ist das Bekentnis, das ich feierlichst vor mir selbst, wie vor der ganzen Zeitgenossenschaft und Nachkommenschaft, ablege — lieber gar nicht an Gott glauben, als glauben, daß so eine unvollkommene moralische Ordnung, wie die ist, welche auf der Erde Statt findet, als sein Werk ihm genügen könne! Da mir nun aber der Glaube an ihn viel zu theuer und werth, ja, so theuer und werth, ist, daß ich, wenn sein Dasein unter die frommen Träume gehörte, lieber meinen eigenen Daseinstraum nicht forträumen möchte: so halte ich auch den Glauben an höhere überirdische Zukünfte für die Menschheit fest, so fest, daß er noch der letzte Gedanke

sein soll, welchen ich an meinem Sterbe t a g e, wenn ich da noch deutlich denken kann, deutlich denken, und in meiner Sterbe st u n d e, wenn ich da wenigstens noch dunkel denken kann, auch noch dunkel wenigstens denken will.

Acht und sechzigste Stunde.

Das Verschönerungssistem — prädominirend in der Natur.

Jedem, dem die Unvollkommenheit der Ordnung in der moralischen Welt Bekümmernis verursacht, kann die Vollkommenheit der Ordnung in der phisischen Welt eine sehr angenehme Erholung gewähren; besonders kann er sich dadurch eine hohe Herzensstärkung verschaffen, wenn er das Verschönerungssistem in Erwägung zieht, welches offenbar in der Natur prädominirt. Diese Herzensstärkung will ich iezt im Schosse der Natur recht geniessen.

Ich denke mir die Erde, was sie anfangs war, und was sie iezt ist. Ihr eigentliches Alter kenne ich nicht, bin aber des festen Glaubens, daß Calvisius sich in Bestimmung desselben sehr geirrt habe, und daß sie viel, viel älter sei, als er meinte. Die Bewohner der noch unzuberechnendweit

älteren Sonne — wenn es unter ihnen Geschichts-urkunden, oder auch nur blosse Tradition, gibt — müssen die beste Auskunft über ihr Alter geben können, und zwar durch Angabe des Zeitpunkts, in welchem sie angefangen, von ihnen gesehen zu werden.

Die Erde war zuerst eine blosse Wasserwelt, und ihr festes Land muste sich aus dem Wasser her-vorarbeiten; arbeitet es sich denn nicht noch immer mehr daraus hervor? Hiermit begann also das Verschönerungssistem der Natur an ihr. Die höchsten Gebirge erschienen zuerst, bald auch die übrigen Berge. Dann kamen die höheren Fluren und Felder zum Vorscheine, dann die nidrigeren, endlich auch die Thäler. Das Wasser erhielt seine eigenen grossen und kleinen Behälter; es entstanden ungeheure Weltmeere, beträchtliche Seen, breitere und schmalere Flüsse. Welch einen angenehm abwechselnden Anblick gewährte da schon die Erde, wenn sie auch schon Betrachter gehabt hätte! Nun fing die Natur an, die Höhen und Tiefen zu schmücken, und bepflanzte sie mit Gräsern und Kräutern, mit Bluhmen von allerlei Farben, mit den verschidensten Getraiden und Gemüsen, mit Büschen und Wäldern, mit frucht-

bringenden Gesträuchen und Bäumen; welch eine Verschönerung der Erde entstand hierdurch! Jetzt eignete sie sich zum Wohnplatze auch für Landthiere; so bevölkerte sie die Natur mit allen möglichen Arten derselben, die von der Ameise an bis zum Elefanten die bewundernswürdigste Stufenleiter ausmachen. Insgesamt freuen sie sich ihres Daseins; denn, wie ieder Pflanzenart das für sie wohlthätigste Klima angewiesen ward, so, daß sie herrlich gedeihen konnte: so empfing auch iede Thierart so ein Vaterland, das sich für sie schickte, in welchem für sie am meisten gesorgt worden war, und wo sie sich am wohlsten befindet. Wie noch schöner ward die Erde dadurch, daß sie so angefüllt mit Lebendigen von unübersehbarer Verschidenheit ward, die ihr Leben auf ihr auch geniessen! Noch fehlte aber die Krone der gesamten Erdenwelt — der Mensch. Doch — auch er erschien, und zwar in den Paradisen, welche die Natur selbst für ihn angelegt hatte, und wo er gleich Alles zu seiner Aufnahme, Erhaltung und Glückseligkeit schon bereitet fand, zuerst. Von da verbreitete sich sein Geschlecht weiter, und zwar anfangs nur in nähere, dann in entferntere Gegenden, und endlich über die ganze Erde. Ueberall

hauset er nun; wie zeugt auch dis an sich schon auf das höchste von dem Verschönerungssistem, welches die Natur für die Erde befolgt! Die Natur verlies sich aber auch auf ihn, daß er in ihre Fusstapfen treten, und überall, wo Paradise noch angelegt werden könnten, dergleichen auch anlegen würde. Dazu hatte sie ihn bestimmt, und — er erfüllte auch treulich diese seine Bestimmung. O wie schön ist die Erde durch Menschenhände auch da geworden, wo sie noch nicht schön war, aber es doch werden konnte! Wälder, die Ueberhand genommen hatten, schlug der Mensch nider; Sümpfe und Moräste, die die Luft verpesteten, und nichts trugen, trocknete er aus, schuf solche Wüsteneien in fruchtbare Gefilde, in Wiesen, Aecker und Gärten um, bauete Dörfer und Städte, legte Landstraßen an, erfand die Schiffart, und verband so Nation mit Nation, und Welttheil mit Welttheil. Wahr ists aber doch auch, daß ihm die Natur überall dabei zu Hülfe kam, als er das Verschönerungssistem, welches sie befolgt, auch annahm, und daß er ohne ihren Beistand nichts vermocht hätte. Sie segnete seinen Verschönerungsfleis, machte die Erde, ie älter sie ward, auch noch immer fruchtbarer, gab ihm allen mög-

lichen Dünger zu ihrer besseren Benutzung, wies ihm Pflanzen, Bluhmen und Bäume an, die er aus ihren Vaterländern in sein Vaterland versetzen konnte, und reichte ihm alle die Materialien, welche er zu seinen Bauen, es mochten Wohnungen, oder Strassen, oder Schiffe, sein, bedurfte. Wer mag also wohl in Abrede sein, daß die Natur es eifrigst mit Verschönerung der Erde zu thun habe? Man denke sich doch nur, was die Erde anfangs war, und was sie ietzt ist! Aus einer blossen Wasserwelt — was ist sie geworden, und was wird sie immer mehr?

Ganz besonders leuchtet das Verschönerungssistem der Natur auf der Erde aus der Anstalt hervor, welche sie getroffen hat, daß sich das gesamte Pflanzen- und Thierreich immer wieder erneuert. Was für einen häslichen Anblick würde die Erde gewähren, wenn lauter ur- und überalte Gewächse auf ihr verdorrt da ständen, und lauter ur- und überalte animalische Wesen auf ihr umherkröchen und umherschlichen! Ja, könnte auch dis sogar sehr lange dauern? Würde nicht endlich der gänzliche Vergang alles dessen, was einst grünte und blühete, sich bewegte, empfand, dachte und handelte, eintreten? Diesem Unheile nicht nur,

sondern auch den vorhergehenden häslichen Anblicken des Hochveralteten, bauete die Natur dadurch vor, daß sie es so einrichtete, daß sich Alles fortpflanzt. Auf einander folgende Generationen veranstaltete sie, von welchen die nachherige immer ihren Ursprung in der zunächst vorhergegangenen hat. Jede Pflanzenart zeugt ihresgleichen — iede Thierart ihresgleichen — auch der Mensch zeugt seinesgleichen. Auf solche Weise veriüngt sich immer wieder die Erdenwesenwelt, und bietet zu allen Zeiten denselben schönen Anblick dar. Wie oft blühet sogar schon neben der Hiacinte die Tochterzwiebel, welche noch aus der Mutterzwiebel ihre Nahrung erhält! Wie oft blühet schon neben dem Pfirsichbaume der Sohnesschaft, der noch aus der Wurzel des Vaterschafts sich nährt! Daß aber auch Thierkinder und Menschenkinder neben ihren Eltern noch schon im vollen Flore sind, gehört ia unter die allertagtäglichsten Erfarungen. Geht dann endlich die gesamte Vorwelt aller dieser Erdenwesen ab, so ist ihre Nachwelt wieder ganz so da, wie sie. Ist nicht dieses Fortpflanzungswesen, welches die Natur besorgte, der allerunwiderleglichste Beweis dafür, daß das Verschönerungssistem ihr Sistem sei?

Daß es auf der Erde nicht blos Sommer, sondern auch Winter, gebe, stört mich in meinem Glauben hieran gar nicht. Lauter Sommer konnte auf ihr, vermöge ihres Zusammenhangs mit der Sonne, ohne die sie eine ewige grosse Eismasse wäre, nicht überall Statt finden, und auch da, wo er gewissermassen Statt findet, oder, wo die Sonnenstrahlen immer senkrecht auf sie fallen, ist doch eine Art von Winter, d. h. anhaltendes Regen- oder Sturmwetter. Aber — auch selbst da, wo es wirklichen Winter, es sei mehr, oder weniger, gibt, könnte die Natur keinen künftigen Sommer bereiten, wenn sie ienen nicht kommen liesse. Er kommt also, kommt gewis, und legt den Grund zu dem wieder nächstfolgenden Sommer. In ihm und in seiner Ruhe erholt sich die gesamte Pflanzenwelt von dem Fruchttragen, das sie geleistet hat, und wird zu neuem Fruchttragen geschickt gemacht. Sieh doch nur den Frühling an — ist er nicht die wahre Auferstehung für das Reich der Vegetabilien? Er ists auch wirklich für Thiere und Menschen. Höre die Lerche singen! höre die Nachtigall schlagen! greif in deinen eigenen Busen, und frage dich, wie dir sei im Mai, der aber nicht da sein würde, wenns keinen November gegeben hätte!

Sogar die Revolutionen, welche von Zeit zu Zeit mit der Erde selbst vorgehen, stören mich in meinem Glauben an das Verschönerungssistem der Natur nicht. Nicht nur, daß sie blos einzelne Theile der Erde betreffen, und daß ich leicht einsehen kann, daß sie zur Erhaltung des Ganzen geschehen; sondern — bauet nicht auch die Natur da, wo sie verwüstet, hernach gemeiniglich desto schöner wieder? Wüsten dis nicht aus eigener Erfarung, oder doch durch Eltern- und Voreltern-tradition, die Nachbarn des Vesuv und des Aetna, wie würden sie Lust bekommen, nach ihren fürchterlichsten Ausbrüchen an ihren Füssen sich von neuem anzusiedlen? Verwüstet die Natur irgendwo, ohne da hernach auch schöner wieder zu bauen, so bauet sie dafür irgendwo anders, wo noch Wüste und Leere war. So versinkt wohl auf der einen Halbkugel der Erde eine von vielen neben einander liegenden Inseln, und auf der andern Halbkugel steigt dafür mitten im weiten freien Meere die erste Insel hervor. Es ist gewis ein seltener Fall, daß die Natur zerstöre, ohne wieder zu bauen, und noch schöner zu bauen, und so bleibt es wenigstens dabei, daß das Verschönerungssistem in der Natur prädominire.

Von der Erde sprach ich, ach, könnte ich doch auch vom Himmel sprechen! Dann, dann würde mir das Verschönerungssistem der Natur so einleuchten, daß ich meine Hände andächtig faltete, und meine Kniee demüthig beugte. So aber, und in der Lage, in welcher ich mich befinde, weis ich weiter nichts vom Himmel zu sagen, als daß bei meinen Lebzeiten neue Mitplaneten der Erde entdeckt worden sind, die zur Verschönerung des Ganzen des Sternhimmels beitragen. Hiervon schliesse ich nun weiter, und glaube fest, daß ebenso, wie die Planeten der Sonne, welche wir nur Sonne nennen, weil sie unsere Sonne ist, nach und nach entstanden sind, auch die Sonnen insgesamt, die sogenannten Fixsterne, nach und nach entstanden sein mögen. Wie viel Millionen Jahrtausende dazu gehört haben, weis ich freilich nicht; weil aber die Entstehung einer ieden neuen Sonne den Himmel verschönerte, so will ich mich also lieber daran begnügen, daß die Natur von Ewigkeit her dem Verschönerungssistem ergeben gewesen und treu geblieben sei. Es mögen auch Revolutionen genug in allen ienen unzählichen Sternen vorgefallen sein; noch aber hat sich Keiner von ihnen, den man in alten Zeiten kannte, verloh-

ren; vielmehr finden sich, wie gesagt, ietzt noch neue ein. — —

Wie könnte ich diese Betrachtungen schliessen, ohne die Frage an mich zu thun — was für einen Haupteindruck soll es auf das moralische Wesen, den Menschen, machen, wenn er so das Verschönerungssistem in der Natur überall prädominirend erblickt? Daß er nun sich vor sich selbst zu schämen hätte, wenn er im Stande sein könnte, irgend eine Schönheit der Natur aus blossem Muthwillen zu zerstören — daß er vielmehr geneigt sein müsse, zu seinem Theile auch so viel Verschönerung um sich her zu stiften, als er kann — — hieran ists noch lange nicht genug; er mus sich auch auf das stärkste aufgefordert fühlen, sich selbst immer mehr zu verschönern. Diese Selbstverschönerung besteht darin, daß man seine Erkentnisse immer mehr bereichert und berichtigt, der Vernunft eine immer grössere Herrschaft über die sinnlichen Begierden verschaft, seine gesamten Gesinnungen immer edler werden lässt, und sein Dasein immer wohlthätiger für die Geselschaft macht. Schönheit des Lebens — wie geht sie über alle andere Schönheiten! Wie kann sich der, welcher durch unablässiges Streben nach ihr in einem ho-

hen Grade zu ihr gelangt, dreust messen mit der alle ihre Werke verschönernden Natur! Wie kann er sich noch höher an sich selbst ergötzen, als an der ganzen schönen Welt um sich her! Aber — welche Hofnungen strahlen ihm auch entgegen! Er kann nun als das erste Geschäpf in der Erdenwelt nicht nur mit Zuverlässigkeit an seine Fortdauer im Tode glauben; er kann nicht weniger, sondern eben so zuverlässig erwarten, daß sein künftiger Zustand vermöge des in der Natur prädominirenden Verschönerungssistems auch noch schöner, vollkommener und seliger sein werde, als sein gegenwärtiger. Sieh, wohin die heutigen Betrachtungen endlich führten, und freue sich darüber — sobald du ein Mensch bist, der Sinn nicht blos für die Schönheit der Welt, sondern auch für Selbstverschönerung, hat! Ruhig denke an dein Grab — ruhig schleiche ihm immer näher; du sinkst nicht in dasselbe, sondern deine Erdenhülle nur, die, aus Staub zusammengesetzt, in Staub wieder zerfallen mus. Dich selbst wird dann an ihrer Stelle eine herrlichere Hülle umgeben, in der du dich zu höherer moralischen Schönheit und zu grösserer Gottähnlichkeit erheben, und immer mehr erheben wirst. So beschlos es für dich das Urbild alles

wahren Schönen, der grosse Urheber der Natur, indem er ihr das heilige Gesetz gab, das Verschönerungssistem in allen ihren Werken und Anstalten prädominiren zu lassen.

Neun und sechzigste Stunde.

Der Glaube — wie er aus uns selbst hervorgeht.

Ich lasse Jedem gern seine Meinung, und so lasse ich sie auch dem, welcher meint, daß es sichern und festen Glauben blos auf dem Boden höherer Offenbarung geben könne; ich aber kann dieser Meinung nicht zugethan werden. Hier sind meine Gründe davon. Woran sollte ich denn erkennen, daß eine sogenannte Offenbarung der Art auch wirklich eine solche sei? An äuserlichen Beglaubigungen etwa, die sie erhalten haben soll? Diese können freilich wohl erzählt, auch wohl gar beurkundet werden; aber — wer beweiset nun wieder die Avthenticität dieser Erzählungen und Urkunden? Ewig kann darüber für und wider gestritten werden. Also — nur die innere Beglaubigung, welche eine angeblichsolche Offenbarung erhalten hätte, und die in ihrem Inhalte bestände, der durchaus glaubwürdig wäre, müste

es sein, woran ich sie als eine wirklichsolche zu erkennen, und weshalb ich sie dafür zu halten hätte. Gehörte nun iedoch nicht mein eigenes Nachdenken dazu, um für mich zu bestimmen, ob ihr Inhalt auch durchaus glaubwürdig wäre? O, so bald ich aber nur erst mein eigenes Nachdenken anwenden will, hat's gar keine Noth mit mir, und ich bedarf alsdann keiner anderweitigen Offenbarung, sondern das, was ich wirklich zu glauben habe, offenbart sich selbst mir, und ein solcher Glaube, der Grund und Boden im eigenen Nachdenken hat, ist der allersicherste und allerfesteste Glaube — keineswegs aber der Glaube, welcher auf dem Boden sogenannter höherer Offenbarungen erbauet werden soll. Hier folgt die Beschreibung von ihm ....

Aller Glaube — von dem nehmlich hier die Rede ist — mus mit dem Glauben an das höhere Selbst anfangen. Man mus zu allererst glauben, daß man das eigentlich nicht sei, was man blos von sich sieht. Diesen Glauben werden tausend sogenannte Offenbarungen nicht bewirken, wenn er sich nicht durch eigenes Nachdenken erzeugt; dieses aber erzeugt ihn gewis. Ich trete z. B. vor einen grossen Spiegel, in dem ich mich

in Lebensgrösse, oder in voller Statur, erblicke; wie? das, was du iezt siehest, wärst du? frage ich da. Nein, das bist du nicht, sondern nur dein Aeuserliches ists, antworte ich da, und mus so antworten. Im allgemeinen Sprachgebrauche schon unterscheidet man ia sich und den Körper, und nennt diesen nur sein; wie man sagt, mein Haus, mein Kleid, oder, das Haus, das ich bewohne, das Kleid, in das ich mich einhülle, so spricht man auch — mein Leib, oder der Leib, in dem ich lebe. Das Bewustsein davon, daß der Körper da sei, haben weder einzelne Theile desselben, noch sein Ganzes; was dieses Bewustsein hat, ist etwas ganz Anderes, das zwar sich in ihm befindet, und mit ihm genau verbunden, aber von ihm ganz und gar verschiden ist. Dis, nur dis bin ich, und heisst auch nur Ich, oder das höhere Selbst. Dieses Ich hat auch ein besonderes Bewustsein von sich selbst, welches es von dem Bewustsein, daß es einen Körper habe, sehr deutlich zu unterscheiden weis. Nicht der Körper ists, der empfindet und agirt, er ist nur das Werkzeug, durch welches das Ich, das höhere Selbst — man nenne es Menschengeist, oder Menschenseele — empfindet und agirt. Die Augen sinds nicht, wel-

che sehen — ich sehe durch sie; der Mund ists nicht, welcher spricht — ich spreche durch ihn; die Hände sinds nicht, welche zugreifen — ich greife mit ihnen zu; die Füsse sinds nicht, welche gehen — ich gehe mit ihnen von Ort zu Ort. Der Körper freuet sich nicht, der Körper leidet nicht — ich freue mich in ihm, ich leide in ihm. Der Körper denkt nicht — ich denke in ihm. Der Körper entschliesst sich nicht — ich entschliesse mich in ihm. Der Körper thut das Gute nicht, der Körper thut das Böse nicht — ich thue beides durch ihn. Ich kann die Augen richten, wohin ich will; ich kann mit dem Munde sprechen, was ich will; ich kann die Hände falten und ballen, erheben und nidersenken, wie ich will; ich kann die Füsse fortsetzen und still stehen lassen, vorwärts und rückwärts mit ihnen gehen, wie ich will; ich kann dem ganzen Körper eine Stellung oder Lage geben, welche ich will. So geht der Glaube an das höhere Selbst aus uns selbst hervor, und zwar einzig und allein hervor. So offenbart das Selbst sich selbst, und iede andere Offenbarung darüber müste sich schlechterdings auf unser Selbstbewustsein und Selbstgefühl berufen.

Was das höhere Selbst an sich sein möge, ist nicht auszumachen — es verliehrt sich gleich in sich, wenn es über sich nachdenkt; das aber ist ausgemacht, daß Vernunft sein königlicher Schmuck sei. Jeder Mensch ist sich, wie seiner selbst, so auch seiner Vernunft, deutlich bewust, und so geht dann auch der allwichtige Glaube, daß wir als Vernunftwesen zur Tugend berufen sind, aus uns selbst hervor. Die Vernunft macht uns nehmlich zu freien Wesen, zu Wesen, die nicht nöthig haben, sich durch ihre sinnlichen Triebe zum Thun und Nichtthun bestimmen zu lassen, sondern die nach ihren Vorstellungen sich selbst dazu bestimmen können. Dabei gibt sie uns auch die Einsicht des Guten und Bösen, wie sie uns die Einsicht des Wahren und Falschen gibt. So, wie wir nun die letztere Einsicht dazu empfingen, daß wir uns zum Wahren hin- und vom Bösen abneigen sollten; eben so empfingen wir auch die erstere dazu, daß wir uns zum Guten hin- und vom Bösen abneigen sollten. Wir freie Wesen müssen uns also durchaus an der Hand der Vernunft und unter ihrer Leitung nur für das Gute bestimmen, alsdann handeln wir edel frei. Thun wir nicht so, so ist durch die Vernunft auch die Einrichtung

getroffen, daß wir uns selbst dadurch äuserst schaden, und uns um das schönste Gut unseres Lebens bringen. Wir haben die Achtung für uns selbst aus den Augen gesetzt; so verliehrt sich auch die Zufridenheit mit uns selbst. Diese wiederherzustellen ist uns nicht anders möglich, als daß wir zum Guten und zur Erfüllung unserer Pflichten zurückkehren. Alle diese Sätze mus Jeder, sobald er nur über sie nachdenkt, wahr und richtig finden, und so geht dann also auch der Glaube an unsern Beruf zur Tugend aus uns selbst hervor; so offenbart auch dieser Beruf sich selbst uns, und iede anderweitige Offenbarung desselben würde weiter nichts sein, als eine blosse Wiederholung davon.

Steht es nun etwa um den Glauben an unsere Bestimmung zu immerwährender Fortdauer anders, und bedarf es vielleicht dieserwegen doch gewisser höheren Offenbarungen? Nein, auch sie offenbart sich selbst uns; auch der Glaube an sie geht aus uns selbst hervor, wie der Glaube an das höhere Selbst, und wie der Glaube an unsern Beruf zur Tugend. Ja, man kann sogar sagen, daß er durch Mithülfe dieser beiden Glauben am lebendigsten und kräftigsten aus uns hervorgehe. Das höhere Selbst gehört nicht, wie der sichtbare

Körper, in dem es thront, zur Sinnenwelt, sondern zur übersinnlichen Welt, zur Geisterwelt. Beide Welten sind von ganz entgegengesetzter Natur, und in ihnen herrschen daher auch die entgegengesetztesten Gesetze; sollte also nicht vorzüglich in Ansehung des Daseins und der Dauer in ihnen das entgegengesetzteste Gesetz herrschen? Nun sehen wir, daß in der Sinnenwelt das Gesetz der Vergänglichkeit herrsche; was für ein Gesetz mus also in der übersinnlichen Welt herrschen? Das Gesetz der Unvergänglichkeit. Der menschliche Körper gehört zur Sinnenwelt — er vergeht also, und mus vergehen; der Menschengeist gehört zur übersinnlichen Welt — er vergeht also nicht, und kann nicht vergehen. Bildet er sich denn auch wohl so aus, wie sein Körper? Dieser erreicht seine völlige Ausbildung höchstens binnen fünf und zwanzig Jahren; wann erreicht er sie? Man kann eigentlich gar nicht von ihm angeben, wo das Ziel seiner völligen Ausbildung sei — er kann sich ins Unendliche hin ausbilden; wie? dis sollte er können, und nicht auch eben darum, weil er es kann, ins Unendliche hin-existiren? — — Wie es mit dem Glauben an das höhere Selbst steht, daß durch seine Mithülfe der Glaube an unsere

Bestimmung zu einer immerwährenden Fortdauer am lebendigsten und kräftigsten aus uns hervorgeht, so steht es auch in dieser Hinsicht mit dem Glauben an unsern Beruf zur Tugend. So überzeugt wir sind, daß wir diesen Beruf als Vernunftwesen erhalten haben, so überzeugt sind wir auch zugleich davon, daß wir ihn ganz und gar nicht so erfüllen, wie wir ihn erfüllen sollen, und auch selbst zu erfüllen wünschen. Unser ganzer gegenwärtiger äuserlicher Zustand macht es uns unmöglich; — ein Gedanke, der zwar sehr gemisbraucht werden kann, der aber doch reine und lautere Wahrheit ist! Die Beweise hiervon dürfen uns auch nicht erst gegeben werden; sie geben sich selbst uns. Unmöglich kann es also sich damit für uns endigen, daß wir einen so heiligen Beruf, den wir empfingen, sterbend nicht nur unerfüllt, sondern auch nur dürftig erfüllt, hinter uns zurücklieſsen; wir müssen im Tode fortdauern, und durch den Tod in einen uns günstigeren äuserlichen Zustand versetzt werden, in welchem wir ihn besser erfüllen, und immer besser erfüllen können. — — So geht dann auch der Glaube an unsere Bestimmung zu immerwährender Fortdauer aus uns selbst hervor; so offenbart auch diese Bestimmung selbst sich uns,

und jede anderweitige Offenbarung derselben könnte weiter nichts leisten, als daß sie noch ihr überflüssiges Siegel ihr aufdrückte. — — Weiter wüste ich dann aber auch nichts, was ich, wenn ich blos mit mir zu thun habe, zum Glaubwürdigen zu zählen hätte, als das höhere Selbst, oder das eigentliche Ich, und seinen Beruf zur Tugend, und seine Bestimmung zu immerwährender Fortdauer. Dieser dreifache ganz unentbehrliche Glaube geht also aus mir selbst hervor, offenbart sich selbst mir, und ich bedarf gar keiner anderweitigen Offenbarungen seintwegen.

Nun komme ich auf den Glauben an Gott; aber ich wüste doch auch in der That nichts, worüber mich, wenn ich es mit Gott zu thun habe, eine höhere Offenbarung erst belehren müste, und das sich nicht selbst mir offenbarte — sobald ich es nehmlich zum Glaubwürdigen zu zählen habe. Es ist eine angenehme Beschäftigung, diese Behauptung aus einander zu setzen. — Das menschliche Selbst gehört zur Geisterwelt, die auf allen Sternen hauset, in den verschidensten Abstufungen von Höhe und Vollkommenheit da hauset, und überall an der Spitze des Wesenalls jedes Sterns steht; sollte es nun nicht einen allerhöchsten, aller-

vollkommensten Geist geben, der wieder an der Spitze der gesamten, so unendlich verschidenen und durch den ganzen Sternhimmel zerstreuten Geisterwelt stände? .. Die menschliche Vernunft ist nur eine Untervernunft, und sehr begränzt; ich kann mir aber Arten von Vernunft denken, die weniger begrenzt, dabei iedoch auch nur Untervernünfte, sind. Sollte nun nicht auch eine oberste Vernunft sein, die gar keine Grenzen hat, und von der, wie von einer Sonne, die Menschenvernunft nur einer der schwächeren Strahlen ist? .. Die menschliche sittliche Güte ist nur eine Untergüte, und sehr unvollkommen; ich kann mir aber moralische Wesen vorstellen, deren moralische Güte vollkommener, und immer noch vollkommener ist, daber aber doch nur immer Untergüte bleibt. Sollte es also wohl auch an einem sittlichen Wesen fehlen, das das Urbild aller sittlichen Güte ist? Sollte es an einem Allerheiligsten fehlen, von dem die Menschenheiligkeit, wenn es auch noch so mit ihr gelingt, nur ein wenig ausdrückendes Nachbild ist? .. Die menschliche Macht ist nur eine Untermacht, und, ie stärker sie oft anfangs scheint, desto schwächer zeigt sie sich am Ende; ich habe aber Begriffe davon, daß Wesen anderer Art existiren, deren Macht

über alle Menschenmacht geht, dabei aber doch nur immer Untermacht bleibt. Sollte ich nun nicht auch schliessen, daß eine oberste Macht existire, der alle andere Mächte untergeordnet sind, ein Allmächtiger, gegen den der mächtigste Mensch Nichts ist? .. Die Idee eines solchen allerhöchsten und allervollkommensten Wesens ists auch in der That nur, woran ich genug habe; alle andere Ideen genügen mir nicht, sondern erwecken in mir blos den Wunsch nach Mehr, als was sie enthalten. Hier, in der Gottes Idee, ist dieses Mehr, und zwar in so einer Fülle, daß ich es gar nicht erschöpfen kann. Die beseligensten Augenblicke, welche mir mein Nachdenken über Alles verschaft, sind daher diejenigen, in welchen das Ideal der Gottheit vor mir schwebt, so vor mir schwebt, als ich es nur zu zeichnen vermag. „„Ach Er — ruft mir dann eine innere Stimme zu — Er, den du zu zeichnen versuchst, ist so gewis auch wirklich da, und weit herrlicher da, als du ihn zu zeichnen im Stande bist. Es ist zwar, als wenn du ihn durch die Zeichnung erst schüfest; aber du schafst ihn durch sie nur dir, und Er an sich war immer, und schuf dich zu seinem Zeichner, und gab dir durch die Vernunft die Kraft, ihn dir zu schaf-

fen und zu zeichnen . . . Wenn ich so gestimmt zur Natur komme, und sie in dieser Stimmung betrachte, so kann es freilich nicht anders sein, als daß mein Glaube an Gott noch inniger aus mir selbst hervorgehe. Versinnlicht, anschaulich gemacht werden mir ia da Allweisheit, Allgüte und Allmacht, indem sie so unendlich, so unbegreiflich, so über Alles schön gewirkt haben und fortwirken; mus ich dann aber nicht auch ein Wesen annehmen, das diese unendlichen Eigenschaften an sich hat, und zwar — weil es nicht zwei allervollkommenste Wesen geben kann — einzig und allein an sich hat? und sollte dieses Wesen nicht bei dem Anblick der Natur gleichsam selbst mir erscheinen, und in dieser seiner Herrlichkeit vor mir vorübergehen? . . Bin ich nun aber erst so weit, so komme ich weiter. Die Natur, denk' ich, besteht und kann nur bestehen nach gewissen Gesetzen; diese gab ihr also das Wesen, welches du Gott nennst — seine Stimmen sind sie. Du hast auch ein Gesetz, das du dir nicht selbst gabst; es ward in dein Herz geschrieben — wessen Schriftstimme mag es sein? Es ist die Stimme Desselben, dessen Stimmen die Naturgesetze sind. Der Gesetzgeber in der phisi-

schen Welt ist auch Gesetzgeber in der moralischen Welt, und du kannst ihn einzig und allein nur dadurch verehren, daß du dir sein Gesetz heilig sein lässest, und seinen Willen thust, den es enthält. In der phisischen Welt regirt er nach den Naturgesetzen unumschränkt; in der moralischen Welt aber neben der Freiheit des Willens, welche der Karakter moralischer Wesen ist. Seine Regirung in ihr bleibt aber dabei doch weise, gerecht und gut. Er leitet die Folgen der freien Handlungen der Menschen, und ist Richter und Vergelter. Als Richter fordert er nicht Mehr, als was Jeder nach dem Masse seiner sittlichen Kräfte und nach Beschaffenheit seiner äuserlichen Lagen und Umstände leisten kann. Bei der Vergeltung richtet er sich ebenfals hiernach, und — erfolgt sie nicht gehörig, so hat er ia nicht nur die Zeit, sondern auch die Ewigkeit, zu ihr vor sich; denn Menschen, als sittliche Wesen, bestehen auf immer. Er vergilt also gewis, und wenn's aus leicht einzusehenden Ursachen in unserem ersten Leben nicht geschehen kann, so geschiehts im zweiten ...

Ist mein Glaube an Gott so nicht vollständig? Ich weis wenigstens weiter nichts, was ich, wenn

ich mit Gott zu thun habe, etwa noch zu glauben hätte. Dis alles aber offenbart sich mir selbst beim Nachdenken, und so geht auch der Glaube daran aus mir selbst hervor.

Siebenzigste Stunde.

Einflüsse des Körpers auf den Geist, und des Geistes auf den Körper.

Unser Geistiges und unser Körperliches sind zwar von höchstverschidener Natur, und gehören zu zwei einander ganz entgegengesezten Welten; sie sind aber doch innigst mit einander verbunden, und haben deshalb auch gegenseitig die wichtigsten Einflüsse auf einander. Jeden, wer sich nur einigermassen beobachtet, mus seine eigene Erfarung hiervon so belehren, daß er nicht im mindesten daran zweifeln kann.

Nicht nur, daß gewisse Vorstellungen in der Seele nur dann entstehen, wenn sich gewisse Veränderungen im Körper ereignen, und äuserliche Gegenstände sich ihr durch die Sinnenwerkzeuge darstellen und empfindbar machen; nicht nur, daß gewisse Veränderungen des Körpers nur bei gewissen Vorstellungen der Seele erfolgen, und er

sich bewegen mus, wie sie will; sondern die ganze Stärke der Denkkraft ist auch sehr von der Gesundheit des Körpers abhängig, und überanhaltendes Nachdenken entkräftet leicht den Körper. Ebenso — nicht nur, daß Lust und Unlust mit gewissen Zuständen des Körpers ordentlich verknüpft sind, und daß ein vergnügter und misvergnügter Sinn sich überhaupt im Körper offenbaren; sondern der herrschende Gemüthszustand pflegt auch vom herrschenden Körperzustande abzuhangen, so, wie dieser von ienem abzuhangen pflegt — und dis ists, was mich heute eigentlich beschäftigt.

Ich fange bei den Einflüssen des Körperzustandes auf den Gemüthszustand an. — — Dieienigen, welche sich einer dauerhaften Gesundheit zu erfreuen haben, pflegen heitern und frohen Muths zu sein. Zufriden mit den Genüssen, welche ihnen das Schicksal vergönnt, schöpfen sie solche alsdann auch wirklich und ganz. Neid wandelt sie dabei nicht an, daß sie Reichere an äuserlichen Gütern sehen, weil sie im Besitze des ersten derselben sind; Mitleid mit Aermeren daran verlässt sie dabei nicht, weil die blosse Genüge, welche sie haben, in ihren Augen Ueberflus ist. Man

findet zugleich, daß sie, die durch Gesundheits- gefühl so Heiteren und Frohen, allen Menschen wohlwollen, angenehme Geselschafter, offene und herzliche Freunde, ia, Grosmüthige gegen ihre ärgsten Feinde sind; man findet, daß sie das menschliche Leben, die Welteinrichtungen um sich her, den ganzen Gang der Dinge weniger bekritteln, lieber Alles so sehen, wie es wirklich ist, und es auch so annehmen, wie es einmal ist; man findet, daß Thätigkeit ihre Sache sei, und daß sie nur so thätig sind, daß ihr menschlicher Frohsinn noch mehr dadurch erhöhet werde; man findet, daß sie vor Gefaren nicht beben, wie Andere, daß sie mitten in selbigen noch Herzhaftigkeit beweisen, und daß sie sogar durch wirklich eingetretene Verluste an andern sonst besessenen äuserlichen Gütern, als die Gesundheit ist, nicht unglücklich gemacht werden, sobald diese nur für sie fortdauert.

Auf der andern Seite aber macht auch schon iede Krankheit, so lange sie dauert, mismüthig, und so pflegen dieienigen, welche fortdauernd kränkeln, auch traurigen und düstern Sinnes zu sein. Unzufriden mit ihrem körperlichen Zustande, mögen sie alsdann auch die Genüsse nicht, welche ihnen das Schicksal auf andern Seiten ver-

gönnt, sondern weisen sie von sich, weil ihnen der beste von allen fehlt. Neid schlägt dabei leicht in ihnen seine Wohnung auf, und Mitleid verlässt sie noch leichter dabei. Man findet zugleich, daß sie, die durch Schmerzengefühl so Traurigen und Düsteren, allen Menschen gram, unangenehme Geselschafter, verschlossene Freunde, und hart gegen ihre Widersacher sind; man findet, daß in der ganzen Welt ihnen nichts recht sei, und nichts recht geschehe, und daß sie gern Alles von seiner schlechteren Seite betrachten; man findet, daß sie ungestimmt zum Wirken sind, daß sie auch das nicht leisten, was sie bei aller ihrer Schwäche noch leisten könnten, oder daß sie es doch, wenn sie es ia leisten, so unfreundlich leisten, wie ihr herrschender Sinn ist; man findet, daß sie beim Eintritte blos geringer Gefaren verzagen, und daß sie iedes noch so kleine anderweitige Leiden, welches sie noch neben ihrer Kränklichkeit trift, als eine unerträgliche Härte des Schicksals gegen sich betrachten, weil ihnen ihr Körper so schon Leiden genug mache.

Würde hier eingewendet, daß durch dergleichen Beschreibungen der Einflüsse des Körperzustandes auf den Gemüthszustand manchem Ge-

sunden zu viel Ehre angethan werde, und manchem Kränklichen offenbar Unrecht geschehe: so dient zur Antwort darauf, daß auch nur die Rede davon war, wie es gemeiniglich um diese Einflüsse stehe. Es gibt allerdings auch Einzelne, die bei der besten Gesundheit traurigen und düstern Sinnes sind, und Einzelne, die ihrer steten Kränklichkeit ungeachtet, heitern und frohen Muths sich zeigen. Die Letzteren gehören unstreitig zu den gebildetesten Seelen, und verdienen dadurch, daß sie im Stande sind, sich über körperliches Uebelbefinden, und wohl gar über empfindliche Schmerzen, wegzusetzen, in dem Masse unsere Achtung, in welchem die Ersteren sich um unsere Achtung bringen. Untersucht man aber diese näher, so wird man finden, daß ihr trauriger und düsterer Sinn daher rühre, daß sie zu irgend einem Weltgute, auf das sie einen unendlichen Werth setzen, aller ihrer Bestrebungen darnach ungeachtet nicht zu gelangen vermögen. Die Undankbaren! Sind sie nicht im Besitze des höchsten aller irdischen Güter? Aber — sie träfen wohl gar gern einen Tausch, und gäben für die Erfüllung ihrer eitlen Wünsche ihre Gesundheit hin. Doch — wie würden sie, wenn ihnen dis verstattet

worden wäre, und sie hernach die Leiden eines stets kränklichen Befindens erst wirklich empfänden, den getroffenen Tausch verwünschen!

Steht es nun aber um die Einflüsse des Körperzustandes auf den Gemüthszustand doch gemeiniglich so, wie beschrieben worden — was hat man zu thun? Unmittelbar folgt daraus, daß man die Gesundheitsfürsorge auf das weiseste und wackerste iederzeit zu betreiben habe. Man halte sich also nur an solche Nahrungsmittel, die dem Körper dienlich sind, und lebe mässig in Essen und Trinken, wenn man auch noch so grossen Ueberflus besässe, oder doch Gelegenheiten genug hätte, an fremdem Ueberflusse nach Gefallen Antheil zu nehmen! Man gehe guthaushälterisch mit den Zeugungskräften, die das Mark der Körperkraft sind, um, und verschwende sie nicht, am wenigsten auf eine unnatürliche Weise! Man liebe die äuserliche Reinlichkeit, und gewähre sich die schlechterdings zur guten Fortdauer des Körpers nöthige Bewegung, besonders alsdann, wenn man seiner Berufsgeschäfte wegen im Ganzen ein sitzendes Leben führen mus, und gewähre sie sich so viel, als möglich, im Freien! Man wähle nur solche geselschaftliche Freudengenüsse, die nicht gar

an sich selbst gleich den Grund zum Kränkeln legen, und schöpfe sie dann auch nur so, daß nicht doch Kränklichkeit aus ihnen hervorgehe! Man bediene sich, sobald die Gesundheit bedeutend zu wanken beginnt, des Beistandes der Meister in der Genesungs- und Heilkunde, und wende Alles auf, um sie wieder zu befestigen — wenn es möglich ist! — —

Ich komme nun zu den Einflüssen des Gemüthszustandes auf den Körperzustand. — — Diejenigen, deren herrschender Muth ein heiterer und froher Muth ist, pflegen eine dauerhafte Gesundheit zu geniessen. Lehrts denn nicht die Erfarung, daß es der wahre Weg nicht nur zu einem hohen, sondern auch zu einem glücklichen Alter sei, daß man sich nichts Widriges, was in der Welt uns und um uns her geschieht, über die Gebür zu Herzen nehme? In allen Lebensbeschreibungen hochbetagter Greise, die heiter sogar noch starben, findet man es wohl angemerkt, daß sie diesen Weg betraten und verfolgten. Die Sache selbst aber lässt sich ia auch leicht erklären. Heiterkeit und froher Muth geben dem Blute, worauf beim Zustande des Körpers Alles beruht, den gehörigen Umlauf; das so gehörig umlaufende

Blut gibt wieder den Nerven die gehörige Beschaffenheit, und diese machen dann wieder ieden einzelnen äuseren und inneren Theil des Körpers, in den sie bald mehr, bald weniger, verwebt und versponnen sind, wohlbeschaffen. Dis geht so weit, daß ein der herrschenden Heiterkeit und Frohheit gewidmetes Gemüth nicht nur die Leiden der körperlichen Kränklichkeit leichter erträgt, sondern auch den kränkelnden Körper selbst noch länger erhält, als er sonst sich selbst erhalten haben würde. Wer kränkelnde Freunde hatte, wer oft in Krankenzimmern und an Krankenbetten war, dem ist die Erfarung hiervon wohl so wenig entgangen, als die Erfarung davon, daß es der wahre Weg zu einem nicht nur hohen, sondern auch glücklichhohen Alter sei, daß man so viel, als möglich, heiteren und frohen Muths immer zu sein suche.

Auf der andern Seite aber ist auch schon iede mismüthige Stimmung von Belang der Gesundheit nachtheilig, und so pflegen dieienigen fortdauernd zu kränkeln, welche einen traurigen und düstern Sinn über sich herrschen lassen. Man sehe doch nur auf die Spuren, welche blos überhingehende Perioden von Kummer und Gram in dem körperlichen Befinden bei Menschen oft lange zu-

rücklassen; wie mus es nun vollends um diejenigen stehen, welche immer bekümmert und grämlich sind? In der That, man sieht sie auch vergehen, wie den Tag, und zwar wie den kürzesten Tag im Jahre; sie zehren ihre Körperkräfte vor der Zeit auf, schleichen im besten Alter noch schon umher wie lebende Schatten, und leiden dabei unter immer zunehmenden Schmerzen. Wie leicht ist auch diese Erscheinung erklärt! Herrschender Trübsinn schlägt die Lebensgeister nider, stört die gehörige Zubereitung und Zuführung des Erhaltungsstofs der zum Leben unumgänglichnothwendigen und edelsten inneren Theile des Körpers, macht das Blut schlecht und seinen Umlauf träge, und schwächt so das ganze Nervensistem, welches dann durch seine Schwäche auch wieder die ganze Fleisch- und Beinmaschine, deren Seele es gleichsam ist, in Verfall bringt, immer mehr und mehr bringt.

Wollte man sagen, daß durch dergleichen Beschreibungen der Einflüsse des Gemüthszustandes auf den Körperzustand manchem Heitern Unrecht geschehe, und manchem Traurigen zu viel Ehre angethan werde: so dient zur Antwort darauf, daß auch nur die Rede davon war, wie es ge-

meiniglich um diese Einflüsse stehe. Es gibt allerdings auch Einzelne, die bei aller ihrer Stimmung zur Heiterkeit keine gute Gesundheit geniessen, und Einzelne, die bei dem düstern Sinne, der in ihnen herrscht, dennoch nicht kränkeln. Was die Ersteren betrift, so müssen sie wohl an sich von schwächlicher Konstitution sein, und sie wohl gar von ihren Eltern geerbt haben; würden sie aber nicht vielleicht längst schon dahin sein, wenn ihr heiterer Muth ihnen nicht wenigstens den grossen Erhaltungsdienst bisher geleistet hätte? Was aber die Letzteren anbelangt, so dienen sie blos zum Beweise, daß es auf der andern Seite auch äuserstfeste Konstitutionen gebe, die auch der Art von Zerstörung, welche die Melancholie anzurichten pflegt, Troz bieten, wie sie wohl den Zerstörungen, die Völlerei und Wollust sonst anrichten, Widerstand leisten. Welch ein ausserordentlichhohes und glückliches Alter könnten ihre Besitzer bei herrschender Heiterkeit erreichen!

Steht es nun aber um die Einflüsse des Gemüthszustandes auf den Körperzustand doch gemeiniglich so, wie beschrieben worden — was hat man zu thun? Unmittelbar folgt daraus, daß man die Heiterkeitsfürsorge auf das weiseste und

wackerste iederzeit zu betreiben habe. Man halte also vor allen Dingen auf ein gutes Gewissen; es ist unaussprechlich, wie viel hierauf für den frohen Muth beruhe. Man hüte sich besonders vor solchem groben Bösen, das nicht wieder gut zu machen ist; wird auch nur ein einziges der Art begangen, so ist die Seelenruhe auf immer untergraben. Man werde immer vertrauter mit dem Wechsel aller menschlichen Dinge; er kommt gewis, sowohl der böse, als auch der gute. Man gebe ieden Wunsch, und wenn es auch der liebste wäre, bei guter Zeit auf, sobald man sieht, daß er nicht erfüllt werden könne, und setze an seine Stelle einen andern erfüllbaren; hangt man ihm dennoch thörichterweise nach, so ist man auch sogar vor der höchsten Melancholie am Ende nicht sicher. Man gewöhne sich an solche Vergnügensgenüsse, die wahrhaftig erheitern, nicht nur so lange, als man sie schöpft, sondern auch immer nachher noch, so oft man an sie zurückdenkt; die Genüsse, welche herzliche Freundschaft und reitzende Naturgefilde gewähren, stehen unter selbigen hochoben an. Man ruhe besonders in diesen Genüssen aus, wenn durch widrige Vorgänge die Heiterkeit auf einige Zeit gestört worden ist, um

sie glücklich wiederherzustellen! Man erlaube es keiner zum Mismuthe offenbar führenden Idee, daß sie sich in der Seele fixire, und thue, wenn sie unvermerkt zur fixen Idee geworden ist, Alles, um sich von ihr wieder zu befreien! Man verändere alsdann seine Geschäfte, seine Lebensart, seinen Umgang, ja, sogar den Ort seines Aufenthalts, um sich durch andere Gegenstände zu zerstreuen, und so die Aufmerksamkeit auf sie zu leiten! Man mache, falls dis nicht hilft, wenn man kann, eine weite Reise, um immer eine ganz neue Welt um sich her zu haben, und es so der fixen Idee unmöglich zu machen, daß sie sich mit andern Ideen associire! Je länger man dis verhindert, desto schwächer wird sie werden; desto seltener wird sie zurückkehren, und zuletzt wird sie ganz verschwinden.

Ein und siebenzigste Stunde.

Rückkehr der Alten zum Alten.

Sehr häufig geschiehts, daß diejenigen, welche in der Mitte ihres Lebens durch Nachdenken auf eine neue Meinungsweise kamen, am Abend ihres Lebens zu der alten Meinungsweise zurückkehren, zu der sie erzogen wurden, und bei der sie bis zur gehaltenen Rücksprache mit sich selbst verblieben. Man will dis wohl auffallend finden; ich aber finde es gar nicht so.

Die Zurückkehr der Alten zum Alten kann ja schon ganz unwillkürlich, und ohne daß sie im Geringsten sich selbst dazu bestimmen, geschehen; ja, was noch Mehr ist, sie geschieht gewis am öftersten so. Wer ging mit Greisen um, und fand nicht, daß ihnen das Gedächtnis in Ansehung dessen, was in ihrer Jugend vorgefallen war, am treusten blieb? Ereignisse von zwanzig und zehen Jahren her hatten in ihnen dunklere Erinnerungs-

spuren zurückgelassen, als Ereignisse von sechzig und siebenzig Jahren her. Woher kömmt dis? Daher, daß sich das Gedächtnis an sich selbst abnutzt; so, daß die Vorstellungen und Bilder, welche sich ihm darbieten, in späteren Zeiten in demselben Masse immer nur oberflächlich, und noch oberflächlicher, von ihm aufgenommen werden, in welchem es sie in früheren Zeiten innig, und in noch früheren Zeiten auf das allerinnigste, aufnahm. Die ersten Eindrücke auf die Erinnerungskraft behaupten ihr Recht, und bleiben die ersten. Mit andern Worten heisst dis — sie erhalten sich noch, wenn die späterfolgten schon verlöscht und verwischt sind, erhalten sich bis ans Ende, werden die letzten, wie sie die ersten waren, und zeigen sogar dann erst vorzüglich ihre Stärke, wenn die späterhin erfolgten um alle ihre Macht gekommen sind.

Steht es so um die Erinnerungskraft, wie mus es um die Beurtheilungskraft stehen, die so sehr auf ihr beruht? Sie nutzt sich nicht nur ebenfals an sich selbst ab, sondern verliehrt auch auf solche Weise im hohen Alter die Dienste, welche ihr iene sonst leistete. Hiermit ist in der That Alles gesagt, um es zu erklären, wie Menschen, die in der

Mitte ihres Lebens durch Nachdenken auf eine neue Meinungsweise kamen, am Abend ihres Lebens ganz unwillkürlich zu der alten Meinungsweise, bei der sie erzogen wurden, zurückzukehren pflegen. Die überzeugenden Gründe von dem Richtigeren und Besseren der neuen, welche sie ehemals auf das deutlichste dachten, schweben ihnen alsdann nur noch dunkel, und immer dunkler, vor, so, daß sie ihre Ueberzeugungskraft auch immer mehr verliehren, und endlich verschwinden sie ganz den Augen des Geistes. So tritt dann an die Stelle der neuen Meinungsweise die alte wieder, welche blos durch diese Gründe verdrängt worden war, an sich selbst aber keines Beweisgrundes bedarf, weil sie ohne allen Beweis angenommen worden war.

Erwägt man nun, daß die religiösen Meinungen ein ganz besonderes Interesse für uns haben, so ist leicht zu erachten, daß sich der ietzt beschriebene Fall bei Greisen mit ihnen vorzüglich zutragen werde. Als Männer, und auf der schönsten Geisteshöhe stehend, fingen diese Denker an, Zweifel gegen ihren Jugendglauben zu fassen; die Zweifel veranlassten sie, ihn strenge zu untersuchen, und der Erfolg ihrer Untersuchun=

gen war, daß sie ihn aufgaben. Mit den bündigsten Argumenten unterstützt, waltete nun in ihnen ein ganz anderer Glaube, und waltete so lange in ihnen fort, als diese Argumente, welche die Resultate ihrer Untersuchungen waren, sich vollkommen ihnen darstellten, und ihr Geist im Stande blieb, sie gehörig auf sich wirken zu lassen. Das Alter führte sie allmählich von iener schönen Denkerhöhe herab, und so ward auch der Glaube, welchen sie sich durch Nachdenken selbst geschaffen hatten, immer schwächer, und entschwand ihnen am Ende ganz. Sie waren aber zu redlich, als daß sie ohne allen Glauben sein konnten; so ergaben sie sich dem Jugendglauben wieder, von dem sie sich getrennt hatten.

Wollte man durch alle dergleichen Erscheinungen sich veranlasst finden, den Vorschlag zu thun, daß man doch also lieber gleich bei der alten Meinungsweise lebenslang verbleiben möchte, weil man zuletzt doch unwillkürlich zu ihr zurückkehre; so wird dieser Vorschlag mit Recht verworfen. Wozu anders haben wir denn wohl die Kraft des Nachdenkens, als dazu, daß wir sie, wenn sie sich uns in ihrer vollen Stärke anbietet, auch mit vollem Eifer gebrauchen? Wenn uns nun aber

ihr volleifriger Gebrauch zwingt, Meinungsweisen, bei denen wir erzogen wurden, zu verlassen — was wär's weiter, daß uns hernach das hohe Alter zwänge, zu ihnen zurückzukehren? Hätten wir uns nicht doch den grössesten Theil unseres Lebens hindurch — ein kleines Halbiahrhundert hindurch — bei den selbstgeschaffenen Meinungsweisen wohl befunden? Wissen wir denn auch wohl, ob wir so ein hohes Alter, bei dem man unwillkürlich zum Alten zurückzukehren pflegt, wirklich erreichen werden? Ach — wie so ganz unbesorgt können doch die Mehresten in dieser Hinsicht für sich sein! Das hohe Alter wird nur Wenigen zu Theile. Ja — um Alles zu sagen, gibts nicht doch auch einzelne Beispiele von Greisen, die sich bei ihrer Nachdenkenskraft bis ans Ende behaupteten, und so nicht in den Fall kamen, zu ihrer verlassenen alten Meinungsweise unwillkürlich zurückzukehren? Gewis, sie gewähren den ehrwürdigsten Anblick, welchen die Menschheit nur gewähren kann! Das wahre Mittel, in ihren freilich nur kleinen Reihen aufgenommen zu werden, dürfte wohl die Enthaltung von früher Wollust sein; leider aber wird häufig die Wollust schon früh und überfrüh genossen, so, daß die Menschen, wenn

sie in den Jahren des höheren Nachdenkens dieses Mittel kennen lernen, es viel zu spät kennen lernen.

Dis sei genug von der unwillkürlichen Rückkehr der Alten zum Alten; dergleichen Rückkehr kann iedoch aber auch zuweilen willkürlich sein, und mit voller Selbstbestimmung dazu geschehen. Ein solcher Fall tritt ein, wenn der Alte, der sich noch gut bei Geisteskräften erhielt, entweder durch sich selbst und durch sein eigenes immer noch fortgesetztes Nachdenken, oder durch Andere und durch das Nachdenken Jüngerer, die auf ihn folgten, mit einer dritten Meinungsweise bekannt wird, und ebenso wieder sich Zweifeln an der Richtigkeit seiner zweiten im männlichen Alter selbstgeschaffenen überlässt, wie er sich einst Zweifeln an der Richtigkeit seiner ersten in der Jugend durch Herkommen blos angenommenen überlies. Was wird ein solcher Greis alsdann thun? Ein nochmaliger Meinungsweisentausch steht ihm bevor, wird ihm unvermeidlich; wird er ihn treffen wollen? Er mus ihn ia treffen; wie trift er ihn nun aber? Vermuthlich so, wie es seine Jahre mit sich bringen. Er vertauscht seine zweite Meinungsweise nicht gegen die dritte, sondern gegen die erste, und nimmt diese wieder an. „Auf die dritte, denkt

er, könnte eine vierte folgen; wozu aber für mich noch ein anhaltender Meinungsweisenwechsel? Steht es so um das menschliche Meinen, wie ich nun sehe, so hätte ich klüger gethan, wenn ich gleich beim ersten, an das ich einmal gewöhnt worden war, geblieben wäre; hiermit will ich dann also meine begangene Thorheit wieder gutmachen."

Was nun besonders religiöse Meinungen betrift, so kann sichs ereignen, daß Jemand, der als Mann neue annahm, bei ihnen als Greis die Ruhe nicht mehr findet, welche er sonst bei ihnen fand; Ruhe aber ist iezt sein Hauptverlangen. Indem er aus dieser unzufridenen Lage an die Zufridenheit zurückdenkt, welche er in der Jugend bei seinem alten Glauben genos, bricht ihm das Herz für sich selbst; er übt also Selbsterbarmen aus, und wirft sich dem verlassenen Jugendglauben wieder in die Arme. Gewis, so wird die sogenannte Bekehrung der Apostaten in den Zeiten des Silberhaars, oder gar in den mit dem Sterbebette schon verwandten Tagen, wenn sie auch die allerwillkürlichste wäre, am allernatürlichsten erklärt. Habe ich denn nicht selbst schon Beispiel einer solchen Zurückkehr der Alten zum Alten an

einigen eisgrauen Freunden erlebt? Habe ich nicht, als ich ihnen meine Verwunderung darüber bezeigte, diese Erklärung davon aus ihrem eigenen Munde gehört? Bergen konnte ichs mir freilich dabei nicht, daß ich, da es zuletzt so eine Wendung mit ihnen nahm, zu ihrer Ehre es lieber gesehen haben möchte, wenn sie kein so hohes Alter erreicht hätten.

Ist nun aber vollends die Rede von Meinungsweisen, die blos äuserliche Einrichtungen und Verfassungen betroffen, so kann die Rückkehr der Alten zum Alten oft eine allervernünftigstwillkürliche, eine allerüberlegtestvorsätzliche sein. Eine lange und überlange Erfarung nehmlich hat sie alsdann belehrt, daß bei den neuen Einrichtungen und Verfassungen das nicht herauskomme, was sie sich von ihnen versprachen. Entweder waren die Sachen nicht gehörig berechnet, oder es traten unvorhergesehene und unzubeseitigende Umstände ein, welche die ganze Rechnung fälschten. Statt, daß es durch die Neuerungen, wie man glaubte, besser werden sollte, ward es schlechter, als es, da man noch beim Alten blieb, gewesen war; was bleibt also Greisen, die noch bei gehörigen Geisteskräften sind, wenn sie dergleichen unerwartete Erfarungen machen, weiter übrig, als der Wunsch —

ach, wäre es doch lieber beim Alten gelassen worden! —? Sind sie dann im Stande, es wieder zum Alten zu bringen, so thun sie es gewis, und zwar mit Recht; befinden sie sich aber ausser Stande dazu, so ringen sie wenigstens noch die Hände über das misgelungene und am Ende nichts, als Täuschung, gewesene Neue, und zwar auch mit Recht. So gehts im Kleinen, so gehts im Grossen. So gehts in der Privatökonomie; so gehts in der Staatsökonomie. Man kehrt oft gern zum Alten zurück, wenn man dazu zurückkehren kann; man verwünscht noch öfter das Neue, wenn man es in seiner Fortdauer nicht zu hemmen vermag.

Hier den Rath geben zu wollen, daß also doch im Aeuserlichen auch lieber gar keine Neuerung versucht werden möchte, wäre baarer Unsinn. Gibt es denn gar keine nützliche Neuerungen der Art? Wie wären wir wohl so weit im Lebensgenusse, als wir doch wirklich sind, wenn es immer beim Alten gelassen worden wäre? Vielmehr mus es, weil wir darin so weit sind, als wir sind, weit mehr nützliche Neuerungen im Aeuserlichen gegeben haben, als schädliche. Wodurch haben sich alle Künste so gehoben — wodurch sind die Acker=

benutzung, die Baum- und Viehzucht, die gesamte Landwirthschaft, der Handel und die Schiffart so gestiegen, als durch gelungene Verbesserungsversuche? Wollten wir wohl lieber auf all das unschätzbare Gute, welches diese Versuche in solchen Hinsichten gestiftet haben, iezt Verzicht thun? Ja, waren es nicht die allerwohlthätigsten Neuerungen für die Menschheit, als die bürgerliche Geselschaft entstand, und der Landfriede in ihr errichtet ward? Wollten wir wohl lieber die Zeiten des Nomadenlebens, oder auch nur die Zeiten des Faustrechts, zurückwünschen?... Freilich aber, sobald die Neuerungen im Aeuserlichen Gegenstände von Wichtigkeit betreffen, müssen sie erst wohl überlegt werden, ehe man mit ihrer Bewerkstelligung vorschreitet. Daß es anders durch sie werden werde, hat zwar seine Richtigkeit; ob es aber besser, oder nicht gar noch schlechter, durch sie werden möchte — dis ist die Frage. Je mehr die Wichtigkeit des Gegenstandes, den die Neuerung betrift, ins Grosse, oder wohl gar ins Uebergrosse, geht, desto bedenklicher ist sie, und desto behutsamer mus man an sie gehen, weil die Folgen davon, wenn sie unglücklich ausfiele, nicht zu berechnen wären.

Nichts ist, wenn vom Aeuserlichen die Rede ist, mehr der Veränderung ausgesetzt, als die Art zu leben, zu wohnen, sich zu kleiden, sich zu vergnügen. Eine Mode wird hier immer von einer andern verdrängt, und zwar oft eine thörichte von einer noch thörichtern. Was Wunder also, wenn der Greis, der lange genug, um der Welt zu gefallen, sich die Modefrohne gefallen lies, durch seine lange und überlange Erfarung davon, daß dabei nichts Gutes herauskomme, bis zum Sattsein gewitzigt, mit vollem Bedacht zu seiner alten Weise zu leben, zu wohnen, sich zu kleiden, sich zu vergnügen, zurückkehrt? Bei ihr befand er sich gesunder, bequemlicher, aufwandsloser und wahrhaftigfroher; so rümpft er die Nase über sich selbst, daß er nicht gleich bei ihr blieb, und thut durch Wiederkehr zu ihr noch das einzige Kluge, was er in seiner Lage thun kann.

Zwei und siebenzigste Stunde.

Der heilige Bund.

Es gibt einen Bund aller Bunde; ich nenne ihn den heiligen Bund. In diesem Bunde stehen alle dieienigen, welche einen unsichtbaren Allerhöchsten verehren, und nur durch Rechtthun wahrhaftig verehren zu können glauben — die darneben ausser der sinnlichen Natur noch eine höhere an sich mit Zuverlässigkeit annehmen, die Ausbildung der letzteren für die wahre menschliche Bestimmung halten, und auf die immerwährende Fortdauer derselben gläubigst hoffen — die endlich auch zugleich ihr Herz für das Heil der Menschheit hoch schlagen lassen, so, daß sie nicht nur innigst es wünschen, sondern daß sie es auch ihren Kräften nach zu befördern suchen.

Dieser Bund ist von weit grösserem Umfange, als alle andere Bunde, die iemals auf Erden geschlossen wurden. Ueberall und immer, sobald die

dazu gehörige Vernunftkultur da war, kamen die, welche sie liebten und trieben, in den Vorstellungen, Urtheilen, Meinungen und Gesinnungen, von welchen hier die Rede ist, überein. Welch eine verehrungswürdige Anzahl würden sie ausmachen, wenn man sie aus allen Jahrtausenden und aus allen Himmelsstrichen berechnen könnte! Was uns die Geschichte hierüber sagt, ist schon von grosser Bedeutung; wie unbedeutend aber mag es gegen das sein, was sie uns nicht davon sagt! Wie weit reichen denn die glaubwürdigen Nachrichten aus der Vorzeit überhaupt in sie zurück? Kann man glauben, daß es vorher ienen heiligen Bund unter der Menschheit nicht gegeben habe? Umfassen denn auch wohl die Nachrichten, welche wir ia noch aus der Vorzeit haben, das gesamte Völkerheer des Erdbodens? Darf man annehmen, daß es an dem heiligen Bunde unter solchen alten Völkern gefehlt habe, an deren Geschichte es uns blos fehlt? Doch — auch ganz abgesehen sogar von der Vorzeit; wer berechnet auch nur die Genossen des Bundes, welche iezt zugleich auf beiden Halbkugeln der Erde leben? Gewis also — nie war ein Bund von grösserem Umfange, als dieser!

Dabei hat er das Sonderbare und Eigenthümliche, daß er nicht, wie andere Bunde, geschlossen ward, sondern daß er sich selbst schlos. Ohne alle Verabredung derer, welche ihn ausmachen, entstand er, und besteht er. Wie konnten denn solche Glieder desselben, die Jahrtausende von einander entfernt lebten, sich gemeinschaftlich zu ihm bestimmen? Es können dies ia sogar dieienigen Glieder nicht einmal, welche zwar zu gleicher Zeit leben, aber durch Meilentausende getrennt sind, und also von einander gar nichts wissen. So, wie ein Mensch mit sich selbst so weit gekommen ist, daß er für Wahrheit, Tugend und Menschenliebe Sinn hat, tritt er in den Bund ein, ohne eine deutliche Vorstellung davon zu haben, daß er sich verbünde. Niemand ladet ihn dazu ein; er ladet sich selbst ein. So gibts auch hier keine besondere, oder gar feierliche Aufnahme in den Bund; Jeder nimmt sich selbst in ihn auf. Dieienigen, welche Gleichzeitigverbündete sind, und einander genauer kennen, begrüssen sich blos freundlich als Menschen von gleichaufgeklärter und von gleichedler Denkart, und an die Bundesverwandten der Vorzeit wird von ihnen mit herzlicher Achtung und Liebe zurückgedacht.

Gereicht irgend ein Bund seinen Gliedern zur Ehre, so ist es dieser Bund. Man kann mit Recht sagen, daß die, welche in ihm stehen, zusammen den eigentlichen Adel der Menschheit ausmachen. Was die Priester in Israel und unter den alten Völkern überhaupt zu sein sich dünkten — was in neueren Zeiten die Männer mit sechzehn Ahnen zu sein sich einbildeten — — das sind sie wahrhaftig; denn sie ragen mit Allem, was eigentlich die Würde und Schönheit der menschlichen Natur ausmacht, weit und hoch über den grossen Haufen ihres Geschlechts empor. Sind es nicht Vernunft, sittliche Freiheit und tiefe Anlagen zum Wohlwollen, welche diese Würde und Schönheit ausmachen? Nun, und wie herrlich glänzt an den Gliedern des heiligen Bundes die Vernunft durch Besitz der Wahrheit! Wie schön steht ihnen die sittliche Freiheit, da sie sich nur zum Guten selbst bestimmen! Wie liebenswürdig sind sie durch den glücklich betriebenen An- und Ausbau ihrer natürlichen Anlagen zum Wohlwollen! Die Wahrheits- Tugend- und Menschenfreunde sind also die wahre Zierde ihres Geschlechts, und, zu ihrem Bunde zu gehören, gereicht zur höchsten Ehre.

Kein Bund hat aber auch die menschliche Gesellschaft so gesegnet, als dieser Bund. Alles Licht, welches der grosse Haufe ia noch hat, haben Mitglieder desselben angezündet. Alle Zucht und Ehrbarkeit, die in der Welt ia noch da ist, rührt von Mitgliedern desselben her. Von aller äuserlichen Wohlfart, welche die Völker ia noch geniessen, sind Mitglieder desselben die Stifter und Urheber. Man gehe die ganze Geschichte der Menschheit durch, und man wird überall finden, daß die ursprüngliche Barbarei aller Art von einer Nation nicht eher wich, als bis es Weise gab, die der Volksdummheit abhalfen, und Edle, die die rohen Volkssitten abschliffen, und Hochherzige, die die Rechte der Menschheit darthaten, aus einander setzten, und mit aller Kraft, die sie besassen, vertheidigten. Viele dieser so heilig Verbundenen wurden Opfer ihrer Segnungen; sie wurden es aber gern, sobald sie nur vorauszusehen glaubten, daß ihnen die Segnungen gelängen. Von ihnen kann man mit Recht sagen, daß sie nicht blos zum Adel, sondern zum hohen Adel der Menschheit gehören.. Ach, wenn es sich so trift, daß Fürsten und Könige Mitglieder des heiligen Bundes sind, wie gedeihet dann so unaussprechlich durch sie die Auf-

klärung, die Civilisirung, der Lebenswohlstand des Menschentheils, welchen ihr Hut= und Kronen=kreis umfasst! Nun, getroffen mus es sich doch wohl nicht selten so haben; es könnte sonst nicht so um die Welt stehen, wie es doch noch um sie steht. Warum traf sichs aber nicht immer so? Würde es dann nicht iezt schon um die Welt noch unendlichbesser stehen? Ich weis hierauf weiter nichts zu antworten, als daß es sich vermuthlich nicht immer so habe treffen sollen, und ich wünsche, daß Jeder sich hiermit über den seltsamen Gang der grossen Sache die Menschheit so beruhigen möge, wie ich mich damit über ihn zu beruhigen nothgedrungen gelernt habe.

Es gibt in meinem Zeitalter eine sogenannte Brüderunität, und ich habe alle Achtung für sie. Sie hält auf Religion, Zucht und Ordnung, lebt unter allerlei Regierungsformen und unter allerlei Himmelsstrichen ohne alles Geräusch, und hat wenigstens eine Probe davon im Kleinen gegeben, wie sich beide evangelische Konfessionen auch im Grossen und im Ganzen wohl einigen könnten, wenn sie nur wollten. Denke ich mir aber so eine Menschenunität, wie die wäre, wenn Hunderttausende, ia, wenn Millionen beisammen

lebten, die von einem allgemeinen Geiste ächter Religiosität, von einem allgemeinen Geiste reiner Sittlichkeit, und von einem allgemeinen Geiste thätiger Menschenliebe beseelt und getrieben würden, so denke ich mir das wahre Reich Gottes auf Erden. Offenbar lag die Errichtung einer solchen ins Grosse und ins Allergrösseste gehenden Unität in dem Plane des Stifters des Christenthums; denn seine ganze Lehre athmet ienen dreifachen Geist. Den heiligen Bund fand er im Grunde schon, so wollte er ihn noch enger zusammenziehen. Nicht mehr überall blos zerstreut, wie bis daher, sollten die Verbündeten — die Kinder Gottes — leben; beisammen sollte auch eine ganze grosse und übergrosse Geselschaft derselben leben. Da schwebte ihm vor das Ideal einer christlichen Kirche. In der That ist auch so eine Kirche dem Nahmen nach da; aber entspricht sie auch wohl dem Ideale, welches der Seele des grossen Mannes vorschwebte? Blos Uebereinkunft in gewissen Glaubensformeln und Cerimonien, von der er gar nichts wissen wollte, gibts in ihr, und noch dazu doch auf mannigfaltige Weise. Reine Sittlichkeit zeigen immer nur einzelne ihrer Glieder an sich auf. Wie stehts aber vollends in

ihr um die uneigennützigthätige und zum Darbringen aller Arten von Opfern bereitwillige Liebe, welche er zum ersten Kirchengesetze machte? Nein, die christliche Kirche ist auf keinen Fall das, was sie nach dem Willen ihres Gründers sein sollte. Indessen will ich gern zugeben, daß in ihr die heiligen Bundesverwandten zahlreicher sind, als ausser ihr. Wäre aber auch dis vollends nicht einmal, wie so ganz vergeblich hätte iener Edle seines Himmelsplans für die Erde wegen so viel gelitten!

Das Beste ist sonach wohl, daß ich über die grosse Gottesreichssache also denke — — „Daß es von ieher und überall, sobald und wo die Vernunftkultur sich hub, einzelne Genossen des heiligen Bundes gab, lies ahnen, und war ein Vorbote davon, daß einst ein sehr ausgezeichneter Mensch im Nahmen Gottes, des grossen Bundeshaupts, auftreten und einen Versuch machen werde, eine ganze grosse beisammenlebende Bundesgenossenschaft zu stiften; daß es aber diesem Herrlichen damit nicht so gelang, wie er wünschte, lässt wieder ahnen, und ist wieder ein Vorbote davon, daß Gott selbst sich irgend einmal aufmachen, und das vollenden werde, was sein Gesandter anfing.“

Da ich mit Zuverlässigkeit auf eine zweite der Menschheit noch bevorstehende Welt rechne, so rechne ich auch hierauf mit Zuverlässigkeit. Eine ausgemachtwahre Hofnung folgt hier aus der andern. Ich rechne also dessen ungeachtet darauf, wenn auch auf der Erde das grosse Gottesreich nicht zu Stande kommt. Blicke nun nach der zweiten Welt von dieser Seite hin gewähren mir die schönste unter allen Gemüthserhebungen, und ich thue sie fleissig. Welch ein Leben wird das einst sein, wenn lauter Verwandte des heiligen Bundes beisammen leben! Wie werden sich die, welche einander hier schon kannten, dort freuen, wenn sie einander wiederfinden! Wie werden die, welche hier einander nicht gekannt, nicht einmal von einander gehört hatten, eilen, einander kennen zu lernen! Gewis, es ist eine Vorstellung aller Vorstellungen, mit den Weisen und Guten und mit den Segenstiftern aus allen Jahrhunderten und aus allen Himmelsstrichen nach und nach bekannt und vertraut zu werden, und man könnte sagen, daß dis allein schon höherer Freudengenus genug für eine ganze Ewigkeit sein müsse. Besonders werden die gewesenen Segenstifter vor Allen ein Herz und eine Seele sein, und unter ihnen die-

ienigen wieder vorzüglich, welche durch ihre Segenstiftungen um sich her äuserliches Verderben für sich selbst stifteten. Wie werden diese dort einander erst recht Glück dazu wünschen, daß sie solch Verderben nicht geachtet haben! — —

Auf, und bediene sich Jeder, der zum heiligen Bunde gehört, folgender Gedanken täglich als Morgengebets! „„Mein heiligster Dank der Vorsehung mehr, als für alles andere, dafür, daß sie Alles für mich so leitete, daß gehörige Vernunftkultur mir zu Theile ward; wodurch dann ein redliches Streben in mir entstand, dem Bunde aller Bunde mich einzuverleiben! Nie wäre es ohne diese ihre allerhöchste Veranstaltung mit mir an Kopf, Herz und Leben dahin gekommen, wohin es mit mir kam. Aber — es müsse nun auch in allen diesen Hinsichten immer noch weiter mit mir kommen! Noch immer höher schlage mein Herz für Gott und für meine sittliche Natur, die alle Stürme der Zeit überdauert, und mit dem Grabe gar nichts zu schaffen hat; noch immer höher schlage es auch für Menschen, die insgesamt meine Brüder sind! Was ich zu ihrem Heile beitragen kann, das will ich dazu beitragen, ohne mich durch meine Sinnlichkeit und durch meinen Glückseligkeitstrieb

davon abhalten zu lassen. Ich will Wahrheit, die ich habe, um mich her verbreiten; ich will Gesinnungen, deren Güte mich an sich zieht, bei jeder Gelegenheit Andern mittheilen; ich will fremde Lebensgenüsse befördern, so viel in meinen Kräften steht. Nur so werde ich ein noch immer wahrerer Verwandter des heiligen Bundes, und, wärs der Wille des grossen Bundesherrn, daß ich Opfer im Aeuserlichen dafür bringen müste, so will ich auch diese, wie gros sie auch sein möchten, bringen. Dis ist der Weg, zu den Auserwählten des Bundes sich zählen zu dürfen.""

Drei und siebenzigste Stunde.

Die Ruinen.

Ich beneide in meiner Akazienlaube oft euch, Reisende, die ihr so häufig Gelegenheit habt, nicht nur die schönsten Naturanblicke zu geniessen, sondern auch ehrwürdige Ruinen ehemaliger und wohl uralter menschlichen Wohnsitze zu erblicken. Ach, eilet doch ia nicht bei ihnen vorüber! machet Halt bei ihnen, tretet ihnen näher, besuchet sie ausdrücklich, beschauet sie recht, und überlasset euch dabei ienen hochschauerlichen Empfindungen, welche sie wecken! Mir gelingts nur selten, dergleichen Anblicke zu haben; könnte ich aber so reisen, wie ich wollte, ich würde sogar absichtlich nach ihnen reisen.

Woher Ruinen der Art? Freilich schuf sie die Zeit, aber selten nur als Zeit an sich, und blos in ihrem ruhigen Dahinflusse, am öftersten vielmehr durch besonders zerstörende Ereignisse, wel=

che sie herbeiführte. Menschen verlassen ohne Noth nicht leicht ihre Wohnplätze, so, daß nach ihrer Entfernung Alles, was sie, oder ihre Vorfaren, da gebauet hatten, mit der Zeit, weil es nicht erhalten würde, von selbst zusammenstürzen müste. Sie bleiben gern da, wo sie einmal sind, und repariren alsdann unaufhörlich ihre Gebäude; einen alten Thurm, der keiner Reparatur mehr empfänglich ist, lassen sie allenfals vor ihren Augen einfallen. Also — durch Revolutionen in der bürgerlichen Geselschaft, durch Kriege besonders — durch Revolutionen in der Natur, durch Erdbeben besonders, entstanden gröstentheils iene Ruinen.

Sieh, rufen sie gleichsam ihrem Betrachter zu, hier wohnten einst Menschen, und welch ein Lebens- und Freudenwesen war da hier — vor Jahrhunderten, ach, vor vielen Jahrhunderten wohl, hier! Das hättst du sehen und hören sollen; doch, denke dir's, und las deine Thränen auf uns fallen! Wer wohnt ietzt hier? Nichts, als Thiere, widrige, Abschen erregende Thiere! Am Tage bemerkst du sie so nicht; aber um Mitternacht müstest du hier sein, so würde dich Grausen überfallen. Fledermäuse, Eulen, Uhu's, Adler, Schlangen, Katzen, Iltisse, Marder, Füchse und alle in die-

sen Gegenden nur habbare Raubthiere würden deine Geselschafter sein. Sieh, so gehts der armen Menschheit; sie bauet für sich, lebt in ihren Bauten eine Zeitlang glücklich und froh, und mus dann Platz machen der Thierwelt. Wüstest du vollends recht genau, auf was für eine fürchterliche Weise die Menschen, welche hier einst wohnten, ihr Platz machen musten, und wie gros ihr Jammergeschrei war, unter welchem wir entstanden, wie würde das Herz dir iezt bluten, da du uns näher besichtigst!

Doch — kennt man selbst wirklich die Geschichte solcher eingeäscherten oder zusammengestürzten alten menschlichen Wohnsitze — es mögen sein Burge und Schlösser, oder Dörfer und Städte — kennt man ihre Geschichte von ihrem Aufbau an bis zu ihrer Zertrümmerung, so wird nicht nur die Theilnahme bei dem Anblick ihrer Ruinen noch inniger, sondern das Nachdenken wird dabei auch noch ernsthafter und feierlichschauerlicher. Man vergegenwärtigt sich dann die bekannte hohe und noch höhere Vorzeit, und lebt gleichsam in ihr. Man existirt im Geiste unter den glücklichen alten und uralten Bewohnern, von denen man genaue Nachrichten hat, und segnet ihre gehabten

guten Tage; man ist im Geiste dabei, als diese Tage aufhörten, und befindet sich ganz in dem Zustande eines Augenzeugen von der Entstehung der ehrwürdigen Ruinen. Mir ging es wenigstens so, so oft ich in meinen Gegenden an eine hoch hervorragende zerstörte alte Ritterburg, oder an eine mitten in der Ebene einsam stehende Kirche, oder an eine sogenannte wüste Marke, kam, wo die Rudera von Dörfern, die der dreissigiährige Krieg zerstört hatte, noch deutlich sichtbar waren; wie mus es nicht denen so gehen, welche als Geschichtskundige z. B. Unteritalien bereisen, das das Mutterland der Erdbeben in Europa ist!

Kann man sich aber auch wohl bei dem Anblick gegenwärtiger Ruinen, man mag ihre Geschichte kennen, oder nicht, des Hinblicks auf künftige Ruinen erwehren? .. Sieh, hier ragte einst eine Burg — hier strotzte einst ein Thurm; was wird mit der Zeit aus ienen Schlössern, aus ienen Thürmen werden, welche iezt noch ragen und strotzen? Was aus denen ward, deren Mitleiderregende steinerne Unterschichten du hier noch vorfindest! .. Sieh, hier war einst ein Dorf, eine Stadt; was werden über kurz oder lang die noch wohlbestehenden Dörfer, die noch blühenden Städte

sein, wenn das Erdbeben unter sie, oder auch nur der Krieg über sie, geräth? Was die Ruinen hier sind, unter denen du umherwandelst! . . Auf solche Fragen erfolgen solche Antworten; erblickte Ruinen veranlassen iene, und ertheilen diese. Aber — was für zerschmetternde Eindrücke geschehen hierdurch aufs Gemüth! Ists nicht auf solche Weise, wenn man unter Ruinen umhergeht, in der That so, als sähe man Alles, was noch steht, schon zusammenstürzen?

Nun, so sei dis doch! Was schadet's? Es nützt vielmehr. Wird nicht dadurch das Eitle aller menschlichen Baue und Anlagen, an das man oft gar nicht denkt, recht veranschaulicht? Und dann — wo näheren sich uns, wo dringen sich uns auf die höchsten Vorstellungen, deren wir fähig sind, mehr, als — mitten unter Ruinen?

Wie erscheint uns da Gott in seiner Ewigkeitsmaiestät! wie zieht er uns da, im Staube der Vergänglichkeit vor ihm wankend, als seine treuen Anbeter, auf das innigste an sich! Er war — so müssen wir da denken — ehe noch von Menschen gebauet ward, und ist noch da, wenn alles von Menschen Erbaute wieder zerstört wird. Vor seinen Augen steigen die Thürme empor, und vor

seinen Augen stürzen sie wieder zusammen; wie die Nationen vor seinen Augen entstehen und wieder verschwinden. Für ihn gibts eben so wenig eine Zeit, als es für ihn einen Ort gibt. Wie er überall ist, so ist er auch immer. Er, der Ewige, regirt aber doch zu allen Zeiten, und nie geschieht etwas von Belang ohne seinen Willen. Keine Revolution in der bürgerlichen Geselschaft, keine Revolution in der Natur ist sich selbst überlassen; seine ewige Hand waltet dabei. Warum er dergleichen Revolutionen zulasse, darüber gibt er nicht uns Antwort und Rechenschaft, sondern blos sich selbst. Seine Sache ist die immerwährende Fortdauer des Ganzen, welche vermuthlich nicht anders Statt finden kann, als wenn von Zeit zu Zeit Aufopferungen, wohl gar grosse Aufopferungen der Theile geschehen. Was wir bauen, besteht nur auf eine gewisse Zeit; was Er bauet, besteht stets. „„Blicke auf um Mitternacht zum Sternhimmel; erblickst du da Ruinen? Fehlt da etwas von dem Allen, was die betrachtende Urwelt schon sah? Ist irgend ein Stern von erster Grösse auch nur zum Stern von zweiter Grösse geworden? Sieh, so wirds sein, so lange die Tage des Himmels währen; d. h. ewig wirds so sein,

und die allerspäteste Nachwelt wird in heilighellen Nächten hochdortoben sehen, was du in ihnen da siehst, und was die früheste Vorwelt in ihnen da schon sah.““ So rufe ich mir zu, wenn ich unter menschlichen Ruinen stehe, und dann ergreift mich Beterinbrunst mehr, als ie. O du — spreche ich in mir über die Wolken hin — der du warst, der du bist, der du sein wirst — o du, bei dem Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft Eins sind — wie begeisterst du mich, wenn ich dich mir in dieser deiner Unbegreiflichkeit zu denken wage! wie beseligt fühle ich mich aber auch dadurch, daß ich dich, das absolutnothwendige Wesen, Freund und Vater nennen darf! Wem du, Ewiger, hold bist, der hat Mehr, als wenn er die ganze Welt hätte; hold aber bist du gewis Jedem, der auf deine Stimme hört, die in seinem Innern zu ihm spricht. Wie weise und wie gut hast du das Universum von Anbeginn — doch, wie falsch mag ich wohl hierdurch mich ausdrücken! ich will also lieber sagen, von ieher und von immerher — regirt! Welch ein Trost für mich, daß du auch mein Schicksal regirst, und daß ich, wie Alles, in deiner Hand bin! Ja, Herr, auch ich bin in deiner Hand; ach, und Vater, wie gern bin ich in ihr! So,

nur so, und wenn du über mich waltest, weis ich mich sicher unter allen Unsicherheiten, welche die Vergänglichkeit um mich her anrichtet. Es kommt ia auch für mich Alles so, und kann nur so kommen, wie du willst; so komme es, wie es wolle, es kommt gewis gut, zu meinem höheren Besten gut. Ich gehöre ia zu deiner moralischen Welt, derentwegen deine phisische Welt nur da ist. Eben darum aber auch, weil ich zu ihr gehöre, hoffe ich auch noch über das Vergängliche hinaus für mich. Wie ich in deiner Hand bin, so bleibe ich in deiner Hand — du Ewiger!

Hier kommt man nun also auch noch darauf, daß nicht nur Gott, wenn wir unter und bei Ruinen uns befinden, uns hoch und hehr in seiner Ewigkeitsmaiestät erscheine, sondern daß wir uns auch selbst alsdann recht in unserer Unsterblichkeitsgrösse erscheinen. „„Las doch — so rufe ich mir wenigstens bei solchen Gelegenheiten auch bald zu — um dich her eine Burg nach der andern, einen Thurm nach dem andern, einen Tempel nach dem andern, ein Prachtgebäude nach dem andern, zu Trümmern werden; las sie durch Krieg, oder durch Erdbeben, oder durch die Zeit selbst blos, dazu werden — dis ist ia nun einmal das End-

schicksal aller menschlichen Bauten, und die Menschheit hört deshalb nicht auf, zu bauen. Sie bedarf der Wohnungen zum Leben und Wohlleben; sie lässt deshalb vielmehr oft mitten aus den Ruinen der Vorzeit wieder neue Dörfer und Städte, neue Schlösser und Prachtgebäude emporsteigen. Ists denn nicht auch genug, daß ihre Bauten grösstentheils mehrere Jahrhunderte hindurch, und nicht selten wohl ein Jahrtausend hindurch, bestehen? Schaue doch aber auch über alle Ruinen hinauf nach ienen azuenen Höhen, wo weit, unermeslichweit über Erde und Mond der Menschheit ohne all ihr Zuthun eine Wohnung bereitet ist, die unzerstörbar und unvergänglich sein wird, wie sie selbst ist! Dis tröste dich auf der einen Seite über das Jammerschicksal, welches etwa die ehemaligen Bewohner des Verfallenen hatten, als sie mit Nothgeschrei flüchten musten, oder gar unter den Ruinen begraben wurden; es tröste dich aber auch auf der andern Seite deinselbstwegen! Wie du in der Hand des Ewigen, dessen Geschlechts du wardst, bist, so bleibst du auch in ihr. Wenn es auch am Ende deinen Körper so geht, wie es mit der Zeit allen irdischen Gezelten und Gebäuden geht, dir selbst stehen keine Ruinen bevor; du bist unver-

gänglich, wie der, der dich schuf." Wie wäre es möglich, daß ich dann, wenn ich mir so zugerufen hätte, mich nicht auch abermals zu diesem Ewigen recht inbrünstig aufschwingen sollte? Jetzt, bete ich alsdann, fühle ich mich in der Hoheit meines Wesens mehr, als ie, und die Ruinen, welche ich erblicke, erheben die Vorstellung in mir zur höchsten Klarheit und Stärke, daß ich unter allem Vergänglichen der Erde das Einzigunvergängliche bin. Wie preise ich dich dafür, daß du mich dazu machtest! wie werde ich dich einst noch höher dafür preisen, wenn du auf den Ruinen meines irdischen Körpers einen himmlischen Körper für mich erbaut haben wirst! Meine Sorge sey nur, daß ich Unvergänglicher mich ietzt schon immer mehr über alles Vergängliche erhebe, es nicht höher achte, als Eitelkeit geachtet zu werden verdient, und vor allen Dingen nach Wachsthum in Weisheit und Tugend strebe! Dann ist, wie ohne mich für meine Unvergänglichkeit an sich, so auch durch mich für mein unvergängliches Heil, und zwar nicht blos für mein unvergängliches, sondern auch für mein ewig noch steigendes Heil gesorgt . . .

O wie wird der Stand bei und unter Ruinen, der anfangs so herzniderschlagend ist, auf solche

Weise am Ende so herzerhebend! Gönne dir ihn also gern, du, der du es, wie mit Gott, so auch mit dir selbst, gut meinst! Unter Ruinen nähern sich uns, dringen sich uns auf die höchsten Vorstellungen, deren wir fähig sind, mehr, als irgend sonst.

Vier und siebenzigste Stunde.

Die Formen.

Unter Form verstehe ich, wie etwas gestaltet, oder wie es eingerichtet, oder wie es noch ausser seinem Allgemeinen besonders beschaffen ist, und es kommt darauf an, wovon die Rede sei, um eine von diesen Bedeutungen auf seine Form anzuwenden. Man urtheilt über die Formen oft sehr verächtlich, und spricht wohl in einem wegwerfenden Tone — „was wollet ihr doch? Es ist ia dasselbe, und der ganze Unterschied besteht blos in der Form; was ist denn das weiter?" In der That, auf solche Weise könnte Jemand auch alle irdische Wesen für dieselben und für im Grunde einerlei erklären, weil sie an Materie sich gleich wären, und der Unterschied bei ihnen auch nur in der Form bestände; würde er da aber auch wohl hinzusetzen dürfen — was ist denn das weiter?

Ich halte diesen Gedanken zuförderst fest, um die hohe Wichtigkeit der Formen darzuthun . . . Das ganze Pflanzenreich sowohl, als das ganze Thierreich, bestehen wirklich aus einerlei Masse, und blos die Verschidenheit der Form bringt in beiden die unzuberechnenden Verschidenheiten von Wesen, die zu ihnen gehören, hervor. So sprechen wir z. B. von Moosen, von Gräsern, von Rüben und Kohlen, von Nelken und Lilien, von Pappeln, Tannen, Eichen und Cedern, u. s. w. u. s. w.; warum sprechen wir so? Die Verschidenheit der pflanzigen Form ist die Ursache davon. Die Moosform macht also offenbar das Moos aus, die Grasform das Gras, die Rüben- und Kohlenform die Rüben und Kohle, die Nelken- und Lilienform die Nelken und Lilien, die Pappel- Tannen- Eichen- und Cederform die Pappeln, Tannen, Eichen und Cedern. Hätte irgend etwas von allen hier genannten pflanzigen Wesen eine andere Form, so würden wir es nicht nur anders nennen müssen, sondern es wäre auch in der That etwas Anderes . . . Im Thierreiche verhält sichs ebenso. Da sprechen wir z. B. von Regenwürmern, Ameisen und Bienen, von Zaunkönigen, Krähen und Adlern, von Heringen, Lach-

sen und Wallfischen, von Katzen, Löwen und Elefanten, u. s. w. u. s. w.; warum sprechen wir so? Die Verschidenheit der thierischen Form ist ebenfals die Ursache davon. Die Regenwurms- Ameisen- und Bienenform macht also offenbar die Regenwürmer, Ameisen und Bienen aus, die Zaunkönigs- Krähen- und Adlerform die Zaunkönige, Krähen und Adler, die Herings- Lachs- und Wallfischform die Heringe, Lachse und Wallfische, die Katzen- Löwen- und Elefantenform die Katzen, Löwen und Elefanten. Hätte irgend etwas von allen hier genannten thierischen Wesen eine andere Form, so würden wir es nicht nur anders nennen müssen, sondern es wäre auch in der That etwas Anderes.

Von solcher allerhöchsten Wichtigkeit sind also in der irdischen Wesenwelt die Formen, daß Alles, was existirt, durch sie das nur ward, was es wirklich ist. Darin besteht ia eben das grosse Meisterwerk der Schäpfung, daß ein unendlicher Verstand, verbunden mit unendlicher Macht, aus einer und derselben Masse so unendlichviel verschidene Geschäpfe und Wesen zu formen und zu bilden wuste und vermochte. Alle, wie sie da sind, werden, wenn sie durch die Zeit- oder Feuerprobe

gegangen sind, wieder zu Erde, die mit der Zeit auch wieder zu neuen Formen gebraucht wird.

Sollte es um die Menschenform nicht auch so stehen, daß sie den Menschen ausmache? Ich mus dis glauben, so ein Antimaterialist ich auch bin. Ein französischer Philosoph behauptete einst, daß die Seele einer Auster, wenn sie in das Gehirn eines Menschen versetzt werden könnte, als Menschenseele erscheinen würde, und so umgekehrt die Seele eines Menschen in der Austerschale als Austerseele. Dis mag nun zwar immerhin blos für philosophischen Witz gelten; wie geht es denn aber auch nur schon denen, welche als wirkliche menschliche Monstren geboren wurden? wie geht es ihnen sogar dann, wenn auch das Monströse an ihnen blos ein Wasserkopf ist? Ihr Schicksal ist entweder hohe Verstandesstumpfheit, oder gar völlige Vernunftlosigkeit. So viel kommt also schon darauf an, daß die Menschenform auch nur nicht monströs sei; was aber vollends dann, wenn man die ganze Menschenform weg und eine andere thierische Form an ihre Stelle hin, sich dächte? Nun, dann würde auch gar nicht einmal die Rede mehr von einem Menschen sein können, sondern nur von so einem Thiere, dessen Art diese gedachte

Form hätte. Ich gebe gern zu, daß geistige Kräfte durch die gesamte wirklich belebte, oder beseelte Schäpfung vertheilt sind; überall aber sind sie so vertheilt, wie es ihren Behältern, den Formen, angemessen war, und konnten auch nicht anders vertheilt werden, als so, und so wurden die höheren geistigen Kräfte auch nur der Menschenform mitgetheilt, weil sich diese nur, vermöge ihrer Organe, zu ihrem Behälter eignete, und weil sie sich in ihr nur ausbilden und offenbaren konnten. Bin ich also nun nicht eben da wieder, wo ich vorhin war, als ich sagte, daß ich glauben müsse, auch die Menschenform mache den Menschen aus? Neige ich mich aber dadurch etwa zum Materialismus hin? Keineswegs! Ich spreche ia von höheren geistigen Kräften, die sich in der Menschenform, als in ihrem Behälter, so schön ausbilden und offenbaren; diese haben ia aber gar nicht mit der Erdenmasse selbst, die gedachter Form, wie allen irdischen Formen, zum Grunde liegt, sondern nur mit der Form, zu thun, die aus ihr gebildet ward. Ach, und wie gestehe ich es mir mit der grössesten Freudigkeit, daß ich mich bei dem Glauben, auch die Menschenform mache den Menschen aus, so wohl befinde! Wenn

ich nun bedenke, was der Mensch in seiner irdischen Form schon sein könne, wie erwarte ich Alles, was ihm an intellektueller und moralischer Vollkommenheit noch abgeht, von dem grossen Zeitpunkte, Tod genannt, wo er seine irdische Form mit einer himmlischen verwechseln wird! Da, da wird die grosse Wahrheit, daß die Menschenform den Menschen ausmache, der allgemeine Glaube derer werden, welchen sie vom Allformer zu Theile ward.

Würde nun auf Alles, was ich iezt gedacht habe, erwiedert — „so magst du Recht daran haben, daß die existirenden Erdenwesen durch ihre Form das sind, was sie sind, und daß also auch die Menschenform zu Menschen mache; ist darum auch bei Sachen, bei Angelegenheiten der Menschen, die Form so erheblich, und das Hauptsächlichste? — so kann ich beweisen, daß es in dieser Hinsicht um die Formen nicht schlechter stehe.

Was kann dem Menschen wohl wichtiger sein, als — Religion, oder Glaube an etwas Göttliches und Verehrung desselben? Ist es denn aber da wohl genug, daß man nur ein Religiose sei, oder kommt nicht Alles auf die Form an, in der man es ist? Ists Einerlei, ein Abgötter, Viel-

götter, Götzendiener zu sein, oder nur an einen einzigen unsichtbaren Allerhöchsten zu glauben? Ach, was thut hier schon die blosse Glaubensform! Macht sie nicht in der That schon die Hauptsache beim blossen Gottesglauben aus? Wenn man dann aber auch an einen einzigen unsichtbaren Allerhöchsten glaubt, ists da wieder Einerlei, ob man ihn durch blosse Aeuserlichkeiten, oder geistig, verehre? Macht also nicht wieder bei der Gottesverehrung auch die Verehrungsform die Hauptsache aus? Zu welchen Urtheilen über sich zwingt mich daher mein Zeitalter, das doch das Zeitalter der Vernunft genannt wird, wenn ich es in diesen Hinsichten betrachte! Sibaritische Philosophen, wenn sie nur ihr Lieblingsleben führen können, lächeln dazu, ob ein allerhöchster Geist, oder ein steinernes Bild, oder gar eine Vogelfeder, göttlich verehrt werde, und protestantische Kirchenlehrer reden dem Cerimonienwesen von neuem das Wort. Das Erstere kann nicht viel schaden; wohinaus soll aber das Letztere? Darauf hinaus etwa, daß der Kultus wieder mit Messehören, wie vor Luthers Zeiten, abgethan werde? Ha, welch ein Hochverrath, der an der deutschen Kirchenreformation begangen würde!

Nimmt man die weltlichen Sachen und Angelegenheiten der Menschen, so steht es dabei ebenso um die Wichtigkeit der Formen. Wie man z. B. von Regirungsformen, wie von Glaubensformen, spricht, so ist auch Niemand damit zufriden, daß blos regirt werde; nur die Form der Regirung kann ihn zufriden stellen. Es ist doch wohl etwas Anderes, wenn nur ein Einziger regirt, der nicht nöthig hat, für seine Familie zu sorgen, als wenn zehen Patricier regiren, deren jeder auf das Privatbeste seiner Familie bedacht ist — und etwas Anderes, wenn der regirende Einzige nach Gesetzen, die die Weisen der Nation entworfen haben, regiren mus, als wenn er sich über alle Gesetze erheben, und nach Willkür regiren darf... So spricht man auch von Justitzformen in den Gerichten, und die ganze bürgerliche Welt ist ia wohl der Meinung, daß auch bei der Gerechtigkeitspflege auf die Form Alles ankomme? Wer billigt wohl den tumultuarischen Procesgang, bei dem durchaus keine Gerechtigkeit zu erwarten ist? Wer billigt aber auch wohl ienen kost- und zeitspieligen Schneckengang der Rechtshändel, bei dem man bis an seinen Tod hin auf Gerechtigkeit warten mus, und sie wohl gar nicht einmal erlebt?..

Mit allen übrigen Einrichtungen in der Gesellschaft verhält sich's ebenso, daß dabei Alles auf die Form ankomme. Man fange z. B. bei den Erziehungsinstituten an, und endige bei den Wohlthätigkeitsinstituten! Es kommt doch gewis nicht darauf an, daß es dergleichen blos gebe, sondern darauf kommts hauptsächlich an, daß sie gehörig beschaffen sind ... Fest steht also der Satz, daß auch in weltlichen Dingen die Form Alles ausmache.

Gibt man denn nicht auch die wesentliche Wichtigkeit der Formen überhaupt dadurch stillschweigends zu, daß man alle Hauptveränderungen, welche man trift, Reformen nennt ... Ja, und — wann ward von alten Formen, welche zu dem Zeitgeiste nicht weiter paßten, mehr gesprochen, als in meinen Tagen? Wann rechtfertigte man die auffallendsten Umschaffungen durch dieses Argument mehr, als iezt? Die Formen müssen also doch viel auf sich haben. Gewis verhält es sich auch in vielen Fällen so, daß die alten Formen menschlicher Einrichtungen zu unserem Zeitalter nicht mehr passen; nur sollte man bedenken, daß es doch auch schon Fälle gegeben habe, daß man zu alten Formen zurückzukehren sich genöthigt sah, und sollte sich daher mit den Anschlies-

sungen an den Zeitgeist nicht übereilen. Vorzüglich sollte man, wenn man alte Formen abschaft, das alte Gute, welches ihnen als Materie zum Grunde lag, nicht zugleich mitabschaffen. Klingt dis etwa wie die Stimme eines Predigers in der Wüste? dem Freunde des Guten, dem deutschen Bidermanne, klingt es gewis nicht so.

Recht anschaulich könnte man es Jedem machen, wie viel es mit den Formen auf sich habe, der es nun noch nicht einsehen wollte — indem man ihn auf seine Fortexistenz verwiese. Unsere Erhaltung, unsere Fortexistenz, ist freilich die Sache; wie stehts aber auch hierbei um den Werth der Form? Ists uns z. B. gleich, ob wir auf freiem Fusse, oder in Ketten und Banden, fortexistiren? Ists uns gleich, ob wir gesund, oder krank, fortexistiren? Ists uns gleich, ob wir in einer Art von für Menschen gehörigem Wohlleben, oder bei Hunger und Kummer, fortexistiren? Spotte, wer spotten will, darüber, daß dergleichen Fragen, indem die Rede von Formen ist, aufgeworfen werden; sie gehören recht eigentlich in das Kapitel von den Formen, und sollten auch nur dazu dienen, die allgemeine Wichtigkeit der Formen zu versinnlichen.

Doch — es können auch iedem Spötter der Art noch zwei andere Fragen ans Herz gelegt werden, für die er tiefe Achtung haben mus. Beruhet nicht alle phisische Schönheit auf den Formen? Könnten wir von iener auch nur sprechen ohne diese? Aber — nun gibts geschmückte Gefilde, wie es öde Sandwüsten gibt; nun gibts vollkommenproportionirte Menschengestalten, wie es ekelhafte menschliche Misgestalten gibt; nun gibts Bildsäulen, die zu leben scheinen, wie es blosse Klotzfiguren gibt, und — so, nur so können wir auch nun von Schönheiten der Natur und der Kunst sprechen, und haben nur Begriffe von ihnen . . . Kommt aber nicht auch sogar bei der moralischen Schönheit auf die Form oft Alles an? Ists z. B. genug, wenn wir nur helfen und dienen? Ists genug, wenn wir nur unsern Beleidigern verzeihen? Ists genug, wenn wir nur für das Gute leiden? Nein, auf die Art und Weise kommt es an, wie wir helfen und dienen, wie wir verzeihen, wie wir für das Gute leiden. Wählen wir da die rechte nicht, so werden unsere Beleidiger nie glauben, daß wir ihnen wahrhaftig verziehen haben; die von uns Unterstützten

werden wünschen, uns die geleistete Unterstützung zurückgeben zu können, und — unsere Leiden für das Gute werden uns mehr zur Schande, als zur Ehre, gereichen.

Fünf und siebenzigste Stunde.

Verdienste um Selbstmörder besserer Art.

Der verlassenste Mensch ist der, der von sich selbst verlassen wird. So gehts dem Selbstmörder. Selbstmördern gehört also unser Mitleid; doch freilich, nach Beschaffenheit der Ursachen, welche sie zu ihrem düstern und unnatürlichen Entschlusse verleiteten, und nach Beschaffenheit ihres sonstigen moralischen Karakters, nicht im gleichen Grade, und bald mehr, bald weniger.

Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein inhaftirter grober Delinquent im Kerker sich umbringt, als wenn ein unbescholtener freier Mensch seines höchsten ihm fehlgeschlagenen Wunsches wegen sich umbringt. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein herrschaftlicher Kassenführer, der als Verschwender die Kasse angrif, und plötzlich Rechnung ablegen soll, sich entleibt, als wenn ein rechtschaffener Kaufmann, der durch einen Schlag des Schicksals um sein Vermögen kommt, sich entleibt. Es

ist etwas ganz Anderes, wenn ein Kornjude, weil das Korn wider alle seine Spekulation im Preise sehr fällt, sich mitten am Tage über seinen Kornhaufen aufhenkt, als wenn ein kinderreicher, aber ohne sein Verschulden brodtarmer Vater in der Nacht in seinem Keller oder Bette sich aufhenkt. Es ist etwas ganz Anderes, wenn Jemand sich ersäuft, um den Seinigen ein sehr grosses Herzeleid zu verursachen, und wohl gar ein Freudenfest, zu dem sie sich anschicken, zu zerstören, als wenn ein enthusiastischer Freund der Menschheit den Tod in den Fluten sucht. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein reicher Spieler, nachdem er an einem Tage sich zum Bettler gespielt hat, sich erschiesst, als wenn ein treuer Diener, der öffentlich von seinem Herrn sehr gemishandelt ward, ein Schiesgewehr auf sich abdrückt. Es ist etwas ganz Anderes, wenn ein Mensch, der das unsittlichste und lüderlichste Leben geführt hat, um den Qualen seines erwachten Gewissens, oder wohl gar den Schmerzen der schändlichsten unheilbaren Krankheit, welche er sich zuzog, ein Ende zu machen, Gift nimmt, als wenn es ein Edler aus Schwermuth nimmt, und so sein wohlgeführtes Leben mit einer Unthat schliesst.

Wer fühlt nicht gleich, daß er allen den Selbstmördern, welche das zweite Glied in diesen Vergleichungen ausmachen, ein höheres Mitleid schuldig sei? Ja, man möchte fast sagen, daß sich für die übrigen, welche das erste Glied darin sind, das Mitleid oft auf ein blosses Bedauern beschränke, daß sie einer solchen Unsittlichkeit sich ergaben, die sie zum Selbstmorde führte, und wohl führen muste. Solch Bedauren darf dann aber auch in der That so wenig Einem von diesen versagt werden, als es dem Räuber, während daß ihn die Justitz henkt, oder dem Mordbrenner, während daß ihn die Justitz verbrennt, oder dem Vatermörder, während daß ihn die Justitz rädert, versagt zu werden pflegt; denn man ists der menschlichen Natur, welche auch alle Bösewichter noch an sich haben, schuldig.

Ich habe es heute mit solchen Selbstmördern zu schaffen, welche das zweite Glied in den angestellten Vergleichungen ausmachen — mit Selbstmördern besserer Art — und denen das innigste Mitleid gehört. Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein unbescholtener Mensch blos darum, weil er, nachdem ihm sein höchster Wunsch fehlschlug, in der ganzen Welt nichts mehr für

sich zu sehen glaubt, durch eigene Hand fällt? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein rechtschaffener Kaufmann blos darum, weil er seinen unverschuldeten Bankerot nicht überleben will, sich selbst entleibt? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein armer Hausvater blos darum, weil er das am Morgen bevorstehende abermalige vergebliche Geschrei seiner vielen Kinder nach Brodt nicht mehr hören kann, in der Nacht sich erhenkt? Wem mus das Herz nicht bluten, wenn ein enthusiastischer Freund der Menschheit blos darum, weil er ihren immer höher steigenden Jammer in seinem Zeitalter nicht mehr mit anzusehen vermag, sich in die Fluten stürzt? Wenn mus das Herz nicht brechen, wenn ein gewissenhafter Diener blos darum, weil ihn sein Herr dafür, daß er sich ihm rechtmässig widersetzte, öffentlich grob mishandelte, sich erschiesst? Wem mus das Herz nicht brechen, wenn ein Mensch, der immer moralischgut gelebt hatte, in einer Stunde der höchsten Schwermuth sich vergiftet? Was für lange und harte Kämpfe mit sich selbst mögen alle diese Unglücklichen vorher erst ausgestanden haben, ehe sie zur wirklichen Ausführung ihres fürchterlichen Vorsatzes gegen sich selbst schritten! Hat denn nicht schon Mancher von ih-

nen, der wieder gerettet ward, oder der wenigstens nach vollbrachter That noch einige Tage oder Stunden mit Bewustsein verlebte, weil sie ihm nicht ganz und nicht sogleich gelang, denen, die ihn besuchten, Herzerschütterndes genug davon erzählt? Ach, auch mir geschahen dergleichen Erzählungen, und nie werde ich sie vergessen; sie wirkten mit ihrer vollen Kraft auf mich, und bestärkten mich noch unendlich in dem Mitleid, welches ich vorher schon gegen die, welche sie mir lieferten, in meinem Innersten gehegt und gefühlt hatte.

Um solche Selbstmörder, von denen hier die Rede ist, kann man schöne Verdienste sich erwerben, und eben darum, weil man es kann, so ist es auch Pflicht. Das nidrigste dieser Verdienste um sie bleibt immer das schon erwähnte, welches darin besteht, daß man sich das Herz ihrentwegen brechen lasse, und in diesem hohen Mitleidsgefühle das, was sie thaten, vor sich selbst entschuldige. Hieran darf es aber keineswegs genug sein; man mus sie auch ihrer That wegen bei Andern zu entschuldigen, und sie ehrenzuretten sich bemühen. Die Ungebildeteren — und dergleichen findet man nicht etwa blos unter dem grossen Haufen, sondern man trift sie auch häufig in seinem

eigenen kleinen Umgangszirkel an — sind noch immer mehr im Stande, Missethäter, welche von der Justitz am Leben gestraft werden, ihres Mitleids zu würdigen, und sie wohl gar ihrer verübten Greuel gegen die Geselschaft wegen in Schutz zu nehmen, als nur auch ganz ruhig sich dabei zu verhalten, wenn ein übrigens guter Mensch sich selbst das Leben nimmt. Von Jenen heisst's dann wohl gar, sie hätten sich am Ende doch noch bekehrt. Da mus man dann laut und stark auf die Ursache hinweisen, aus welcher Dieser seine Unthat verrichtete; man mus seinen übrigens wackern Karakter ins Licht stellen, und so nicht nur das Seligkeitsabsprechen, sondern auch das Tugendabsprechen, welches ihm drohet, dem drohenden Pöbel aller Stände auszureden und zu verleiden suchen. Gottlob, daß man in neueren Zeiten dahin gekommen ist, keinen Selbstmörder mehr durch den Schinder beerdigen zu lassen — es müste dann ein inhaftirter grober Verbrecher sein, der ohnehin in Schindershände gefallen sein würde, wenn er sich auch nicht selbst entleibt hätte! So ein schönes Beispiel die Obern auch hierdurch dem Volke gegeben haben, über Selbstmörder überhaupt menschlicher zu urtheilen, so hat es doch noch keineswegs auf

das Volk die gehörige Wirkung gethan. Vielmehr ist sogar das Verdammen und Verleumden der Selbstmörder von der besseren Art noch herrschende Sitte. Man spricht ihnen nicht nur der einzigen letzten schwarzen That wegen die Seligkeit ab, welche sie durch ihr ganzes vorhergeführtes Leben verdient hatten; man sucht auch in ihrem Leben iede kleine Unsittlichkeit auf, um sie recht anzuschwärzen. Das Erstere mus man für Ungereimtheit durch die Vorstellung zu gültigen suchen, daß, wie kein öffentlicher Stadt- und Landbetrüger dadurch, wenn er am Ende sein zusammengeraubtes Gut, das er lange genug besessen und genossen hat, und nun nicht weiter besitzen und geniessen kann, an Kirchen und Kapellen vermacht, sein begangenes unzähliches Böse wieder gut mache, und in den Himmel komme, auch kein ehrlicher Mann dadurch, daß er am Ende sich selbst vergisst, sein gethanes unzähliches Gute wieder böse machen, und deshalb in die Hölle kommen könne. Was das Letztere, oder die Aufsuchung iedes kleinen moralischen Fehlers in dem Leben der Selbstmörder besserer Art, anbelangt, so ists das Gerathenste, dergleichen Schmäher auf sich selbst zu verweisen, und ihnen mit dem bidern und liberalen Luther

zuzurufen, daß sie in ihren eigenen Busen greifen möchten; wobei ihnen dann zugleich der Gedanke recht ans Herz gelegt werden mus, daß es ihnen nicht an die Stirn, oder in die Hand, geschrieben sei, welchen Todes auch sie sterben könnten, und daß nur hohe Schwermuth sie ergreifen dürfe, um fertig zu sein, sich aus dem dritten Stock ebenso herabzustürzen, wie ein unbewachter Hitzigfieberkranker im höchsten Fieberparoxismus ... O wie werden sich einst die Selbstmörder besserer Art bei uns dafür bedanken, daß wir auf der Erde schon sie so ehrenretteten! Gewis, eine solche Zusammenkunft von Ehrenrettern und Ehrengeretteten wird eine der heiligfeierlichsten sein.

Waren die Selbstmörder besserer Art Familienväter, so mus man für ihre Hinterlassenen vorzüglich sorgen. Schon, wenn Selbstmörder der schlechtesten Art Kinder nachlassen, ist es Pflicht, ihren Kindern ebenso sein Mitleid thätig zu beweisen, wie man gegen sie selbst nur Bedauren bezeigt. Was können Kinder dafür, daß sie einen schlechten Vater hatten, den seine Schlechtheit zum Selbstmörder machte? Erst müste bewiesen werden, daß sie auch schon fast so schlecht wären, wie ihr gewesener Vater, ehe man sie samt ihm verurtheilen

dürfte. War der Vater Selbstmörder aber vollends ein guter Mann — — o wie ist man es ihm schuldig, seine Güte auch noch segnend für seine Kinder zu machen! Hier öfnet sich allerdings dem Menschenfreunde oft ein weites schönes Feld, auf dem er wirken kann; so wirke er dann auch da so, wie's ihm zukommt, und erwerbe sich auf solche Weise noch höhere Verdienste um Selbstmörder besserer Art! Er führe die unschuldigen Nachkommen in den Zirkel wieder ein, aus welchem ihr Vater sich und sie zugleich versties! Er suche das Andenken des väterlichen Selbstmords bei der Welt auszulöschen, oder doch unschädlich ihnen zu machen, und stehe ihnen in Erziehungs- und Versorgungsangelegenheiten mehr bei, als allen andern Kindern! Er setze den mit dem Selbstmörder gehabten Umgang heimlich und öffentlich mit seiner ganzen Familie so fort, als wenn derselbe immer noch in Ehren lebte, und gebe dadurch der ganzen Mitbürgerschaft eins der edelsten Beispiele!

Zuweilen geschiehts, aber freilich nur selten, daß wackere Selbstmörder wieder ins Leben zurückgebracht, oder gar noch gerettet werden; es kommt nehmlich hier zuförderst darauf an, ob sie so eine Selbstmordsart wählten, bei der Hülfe für sie

möglich war, und dann aber auch darauf, ob die für sie mögliche Hülfe ihnen auch gehörig geleistet ward. Wie selig mag sich der fühlen, der in einem solchen geglückten Falle selbst der Hülfleister und Retter, oder Wiederbeleber, ward! Doch, wenn dis auch nicht ist, ein sehr hohes Verdienst erwirbt man sich dennoch um dergleichen gerettete Selbstmörder, wenn man sie hernach so behandelt, als hätten sie nicht gethan, was sie thaten, und Andere bewegt, sie ebenso zu behandeln. Aechtmoralisch und ächtreligiös soll man allerdings mit ihnen, sobald sie bei vollem Besinnen wieder sind, über ihre verübte That sprechen; dabei mus es dann aber auch sein Bewenden haben, und keine Vorwürfe darüber weiter, noch weniger immerwährende Hinweisungen und Anspielungen darauf. Auf das zärtlichste mus man mit ihnen umgehen; man mus sie zu der lebendigsten Ueberzeugung bringen, daß man sich ihrer nicht schäme, und sie mit liebevoller Unbefangenheit in ihre ehemaligen Gesellschaften, mit welchen man vorher deshalb Verabredung getroffen hat, wieder einführen. Auf solche Weise werden sie am gewissesten vor Wiederholung des Selbstmordsversuchs gesichert, als woran uns dann doch wohl

vorzüglich gelegen seyn mus. Zuweilen zwar sichert sie schon blos der beim fehlgeschlagenen Versuche empfundene Schmerz; man hat aber doch Beispiele vom zweiten, ia, vom dritten Versuche, der endlich gelang, und so dürfte wohl Alles darauf ankommen, daß man sie auf das gütlichste behandle, und dabei zugleich die Ursache ihres Lebensüberdrusses wegzuschaffen suche, sobald man sie weis, und sie wegschaffen kann.

Das höchste Verdienst, welches man sich um Selbstmörder besserer Art erwerben könnte, würde also freilich darin bestehen, daß man, sobald man sie mit Recht in Verdacht haben müste, sie gingen mit dem Grausen erregenden Vorsatze um, zu verhüten suchte, daß sie ihn ausführten. Wer dis thut, und wem solch edles Thun gelingt, dessen grosser Schuldner bleibt der durch ihn von dem schon allerbeschlossensten Selbstmorde noch Abgehaltene auf ewig. Es kann dis in der That oft sehr glücklich geschehen, wenn man nur will; besonders im Familienleben, sobald es Schwermüthige betrift. Man sieht ia die Seinigen, wenn auch nicht immer, doch häufig, und kann sie beobachten genug; Schwermut aber zeigt sich bald. Statt Veranlassung zu ihr zu geben — wie? dis

könnte der Fall sein? ach — und wie zittere ich, indem ich so etwas denke! — leider mag er's wohl oft genug sein! — statt also selbst Veranlassung zur Schwermut eines Familiengliedes zu geben, erforsche man vielmehr das, was sie veranlasst, und suche es aus dem Wege zu räumen. Man zerstreue den armen gemüthskranken Seinigen auf alle Weise; man bereite ihm mancherlei unerwartete Freuden! Hilft Alles nichts, so thue man wenigstens das Letzte noch, und lasse ihn nie ganz allein; um es ihm phisischunmöglich zu machen, seinen schwarzen Entschlus auszuführen! Wenn auch dis nicht einmal geschähe, wozu wäre dann das Familienleben da? O wehe, dreimal wehe doch der Indolenz, welche man in Häusern, wohl gar in den vornehmsten Häusern, gegen melancholische Verwandte nicht selten antrift!

Sechs und siebenzigste Stunde.

Hospitalität.

Wer kennt nicht den hohen Rang, welchen unter den Tugenden die Gastfreundschaft bei den Völkern des Alterthums behauptete? Wer weis nicht, daß sie sogar bei Wilden in neueren Zeiten noch angetroffen ward? Hierauf zu erwiedern, daß es also am Tage liege, die Hospitalität sei eine Tugend, die nur in die Kindheit der Welt gehöre, würde sehr unmoralisch gedacht sein. Gern wollte ich es mir gefallen lassen, wenn man spräche, der Mangel an öffentlichen Wirthshäusern sei es blos, der da, wo er war, oder noch ist, die Hospitalität zu einer vollkommeneren Pflicht gemacht habe, oder noch mache; aber daß es Kinderei sei, sie auch mitten unter Wirthshäusern ausüben zu sollen, kann ich nicht zugeben. Das menschliche Herz an sich ist zur Theilnahme überhaupt gestimmt, also auch zur Theilnahme gegen Reisende; wenn die

Völkerkultur diese schöne Mitgabe unserer Natur auch nur von irgend einer Seite her verwüsten sollte, verdiente sie dann auch wohl noch den Nahmen — Kultur? Ich dächte sogar, Reisende, weil sie sich nicht unter Mitbürgern befinden, eigneten sich ganz besonders zu Gegenständen für unsere Theilnehmung. Damit vollends, daß die Wilden in neuesten Zeiten nichts weniger, als hospital, wären, sollte man doch ia lieber zurückbleiben; denn man stellt dadurch nicht sie, sondern die Europäer samt ihrer Kultur, an den Pranger. Wer anders, als diese, machte die ehemals gastfreien Wilden ungastfrei, ia, gastmörderisch? Wie führten sie sich bei den ersten Besuchen, welche sie ihnen abstatteten, gleich auf? Sie nahmen Besitz von ihren Inseln und Ländern, plünderten sie aus, schändeten ihre Weiber und Töchter, steckten sie mit vermaledeiten Krankheiten an, und liessen nichts, als Jammer, hinter sich zurück. Ists Wunder, wenn dergleichen ungebetene Gäste bei ihren Wiederkünften wahrhaftigwild aufgenommen wurden? Würden wir kultivirte Europäer bei Besuchen, welche uns die Wilden abstatteten, anders verfaren? Ich fürchte, ich fürchte, wir handelten gegen sie gleich beim ersten Besuche so, wie sie gegen uns beim zweiten, oder dritten gar erst.

Wer reisete ie, und stieg nicht, wenn er nicht blos Postpferde wechselte, lieber bei einem Freunde, als im Gasthofe, ab, oder fands nicht, wenn er auch sein Quartier im Gasthofe nahm, wenigstens schön, an eine Familie empfohlen zu sein, die ihn gern bei sich sah, ihn mit den Merkwürdigkeiten ihres Orts bekannt machte, und in dasige gute Menschenzirkel einführte? Den Reisenden ist also gewis mit Hospitalität gedient; sollte man nicht aber auch sich selbst einen Dienst damit leisten, wenn man sie ihnen erweiset? Man reiset ia auch wohl einmal, und kommt wohl durch ihren Ort, oder durch Oerter, wo Freunde von ihnen wohnen — eine Bekantschaft macht die andere — wie wird man alsdann sich nicht freuen, gleiche freundschaftliche Aufnahme zu finden! Doch — wenn auch dis der Fall nicht wäre, ists denn nicht angenehm, dann und wann ganz unvermutet Menschen, die man blos dem Nahmen nach kannte, aber immer schon schätzte, auch von Person kennen zu lernen, oder auch solche Menschen, die man gar nicht kannte, aber schätzen mus, sobald man sie sieht und spricht, zu seinen Bekannten zu machen, ihnen in seinem Hause Höflichkeiten zu erzeigen, und sich mit ihnen über ihr Vaterland, über

ihre Reisen und über die vielfältigsten wichtigsten Gegenstände zu unterhalten?

Die gewöhnlichen Ausflüchte dagegen weis sich der, der Humanität liebt, leicht zu benehmen. So kann ia z. B. die Hospitalität auch ganz ökonomisch getrieben werden, und gute Fremde sind auch an sich sehr genügsam. Es ist ihnen selbst zuwider, daß sie beschwerlich fallen sollten; sie halten es wie Jener, der immer umherreisete, nicht mit sechs Schüsseln, sondern mit „Eins ist Noth", verbitten alle Zurüstungen ihrentwegen, und nehmen gern vorlieb mit uns, wie sie uns finden. Steht man denn nun da nicht auf einem besseren Tone, wenn man lieber Fremde an seinem gewöhnlichen Haustische bewirthet, als wenn man Schmausereien für seine Mitbürger ausrichtet, um dergleichen von ihnen wieder für sich ausrichten zu lassen? Sollt's also auch wohl nicht darauf hinauslaufen, daß die alte ächte Hospitalität gegen Ausheimische durch die übertriebene Hospitalität gegen Einheimische verdrängt worden sei? Ich glaube sehr, daß sich's so verhalte. Wissen aber möchte ich's doch, was man im Grunde wohl davon hätte, wenn man einander kränzgenweise hin und her beschmauset, von lauter Alltagssachen dabei spricht, oder

wohl gar nicht spricht, sondern blos spielt. O wie lobe ich mir dagegen doch das frugale Bewirthen der Fremden, die nicht zu mir kommen, um bey mir Karte zu spielen, sondern sich mit mir zu besprechen, bald ernsthaft, bald scherzhaft, zu besprechen ... Mit der Ausflucht, daß die fremden Besuche so viel Zeit wegnähmen, verhält sichs ebenso, wie damit, daß sie so viel Geld wegnähmen. Man ökonomisire nur auch mit seiner Zeit gehörig; so wird Zeit genug übrig bleiben, um sie wackern vorsprechenden Fremden ohne seinen Schaden widmen zu können. Ists denn da nicht besser, die blossen Spielstunden, oder solche Stunden, die man wohl gar sehr unsittlichen Vergnügungen schenkt, Ausheimischen zu schenken, welche sich Ehre und Freude daraus machen, sich uns zu näheren und von uns liebreich aufgenommen zu werden?

Ich komme noch einmal auf das eigentliche Bewirthen der Fremden zurück. Das Lesen der alten israelitischen heiligen Urkunden machte mir von ieher viel Vergnügen; sie sind so einfach und ungekünstelt, daß ihnen die Verehrungswürdigkeit wie ein Stempel gleich an der Stirn steht. Abraham — so lautet darin eine Erzählung —

bekam unerwartet drei Männer zu Gästen, lies ihnen Wasser bringen, die Füsse zu waschen, lies Kuchen backen, und ein gutes Kalb schlachten. Vorher fragte er sie, ob sie so wollten, und setzte treuherzig hinzu, daß sie ia doch wohl deshalb bei ihm eingekehrt wären. Sie antworteten — Thu, wie du sagst. Darauf trug er auf Butter und Milch, und von dem Kalbe, das er hatte zubereiten lassen, und setzte es ihnen unter dem erfrischenden Schatten eines Baums vor, und sie assen. Auf diese Erzählung folgt unmittelbar eine andere von derselben Art. Dis war patriarchalische, d. h. urächte Hospitalität, und ich möchte wissen, wie man sie, wenn man nicht zu arm ist, um Butter, Milch, Kuchen und Kalbsbraten anzuschaffen, zu kostspielig finden könnte. Bei einer solchen Armut aber wird es wohl keinem Fremden leicht einfallen, bei uns einzukehren, und sie ists freilich, die von aller Hospitalität dispensirt. Um so mehr aber schäme sich ieder Reiche, der den Filz gegen ihn besuchende Fremde macht, während daß er den Verschwender gegen Mitbürger spielt, blos darum spielt, weil sie es ihm, wie der Reisende aller Reisenden sich ausdrückte, wiedervergelten.

Indem ich dis denke, fällt mir ganz unwillkürlich der liebe Ausspruch des unbekannten, oder doch wenigstens unausgemachten Verfassers ein, der den Brief an die Hebräer schrieb. „Seid gastfrei; denn so haben schon Menschen ohne ihr Wissen Engel beherbergt.“ Offenbar deutete er hiermit auf die erwähnten Erzählungen im ersten Abschnitte der alten israelitischen heiligen Urkunden hin, und die Bibelübersetzer haben auch nicht ermangelt, unter seinem Ausspruche gleichfals auf sie hinzuzeigen ... Es hat sich bis auf den heutigen Tag bewahrheitet, daß der Gastfreie zuweilen Engel beherberge. Wer weis es nicht, daß herzlich aufgenommene Fremde oft die Retter derer waren, die sie so herzlich aufnahmen? Bald wurden sie es in Feuersgefaren, bald in Raubgefaren, bald in urplötzlichen Todesgefaren. Warlich, da waren doch die eingekehrten Fremden gleichsam Engel, die von Gott gesendet wurden. Aber — auch dis auf die Seite gestellt — ists nicht auch wahr, daß man, wenn man einen sehr gebildeten Fremden beherbergt hat, bei seiner Abreise die Empfindung habe, daß man einen Engel beherbergte? Ich selbst habe dergleichen mir unvergesliche Tage gehabt, und gäbe nun auch

die blosse Rückerinnerung an sie für die gepriesensten Weltfreudentage nicht hin. Ihr, die ihr mich, als ich euch beherbergte, so hoch beseligtet, habt zwar gröstentheils schon die weite Reise angetreten, von der Niemand wiederkommt; das schadet aber nichts — wir finden uns wieder in der Heimat der Geister, sobald ich iene Reise euch nachgethan habe, und vertraut werden wir dann auch gewis gleich wieder sein, weil wir es in meiner Hütte hier schon wurden.

Recht gut, wird man vielleicht entgegnen, daß man ohne sein Wissen Engel beherbergen könne; man kann aber auch ohne sein Wissen Teufel beherbergen... Ich kann dis allerdings nicht ableugnen. Welche fürchterliche Misbräuche sind schon von der Hospitalität gemacht worden! Statt Räuber abzuhalten, führte man die Räuberbande ein; statt Feuer zu löschen, legte man Feuer an; statt seinen Wirth aus Todesgefaren zu retten, mordete man ihn. Ja, wenn auch Abscheulichkeiten dieser Art nicht getrieben wurden, so misbrauchte man doch wohl in bedenklichen Zeiten die Offenheit seines ehrlichen Wirths, lockte ihm Aeuserungen ab, ward zum Verräther an ihm, und machte ihn und seine Familie unglücklich.

Wahr' dis Alles; aber — was folgt daraus? daß man alle Hospitalität aufgeben solle? Nein, nur dis folgt daraus, daß man sie, wie iedes andere Gute, mit gehöriger Vorsichtigkeit auszuüben habe. Diesen Rath gebe ich auch wirklich Jedem, und befolge ihn selbst.

Sogenannte Vagabonden erkennt man ia wohl gleich an ihrem Aeuserlichen, wie die Vögel an den Federn, und — wer wollte sich mit solchen Menschen auch nur auf irgend eine Weise weiter einlassen, als daß man ihnen einen Zehrpfennig anbietet, oder sofort reicht? Dazu, kann man mit Recht sagen, sind die Gasthöfe da, daß sie dergleichen Personen, weil es doch Menschen sind, auf- und einnehmen, aber auch nur auf kurze Zeit, weil sie alsdann, wenn kein Hinderniß dazwischen kommt, weiter vagiren können. Wer wollte aber nicht gern auswärtige Freunde und Bekannte aufnehmen, und ihnen den Aufenthalt am fremden Orte angenehmer zu machen suchen? Wer nicht ebenfals Reisende, die von Freunden und Bekannten an ihn empfohlen werden? Kommen sie nicht gleichsam im Nahmen dieser? Ist nicht iede Ehre, die wir ihnen erweisen, iede Freude, die wir ihnen bereiten, in den Augen dieser eine Ehrenerweisung,

eine Freudenbereitung für sie selbst? In der That, so wird das Reisen leichter und froher, wenn man überall nicht blos schöne Natur, sondern auch liebe Menschen, antrift, und daher sind bestimmte Verbünde, die hierzu getroffen werden, von grossem Werthe. Ist vollends ein empfohlner Reisender auf einer unverdienten Flucht begriffen, oder befindet er sich sonst in bedrängter Lage, wer wollte ihn nicht menschenfreundlich als Flüchtling behandeln, oder in seiner Bedrängtheit ihn nach Kräften unterstützen, und weiter empfehlen?

Da aber in neueren Zeiten die Hospitalität so häufig gemisbraucht worden ist, so thut man freilich wohl, wenn man als seinsollender, ia, auch als wirklichwerdender Wirth hieran ein warnendes Beispiel nimmt. Ganz unbekannte und unempfohlne Fremde, wenn sie auch ein rechtliches Ansehen haben, können kaum Mehr verlangen, als daß man sie blos oberflächlich behandle; es wäre dann, daß sie sich auf irgend eine Weise alsbald selbst gehörig empföhlen. Doch auch in Ansehung derer, welche als Unbekannte empfohlen ankommen, mus man die Empfehlung wohl prüfen, ob sie auch ihre Richtigkeit habe. Man hat Reisende, die sich die Empfehlungsschreiben selbst ferti-

gen, wie man Brandbettler hat, die sich die Brandbriefe selbst machen. Und — wenn auch am Ende die ganze Empfehlung ihre Richtigkeit hat, so nehme man sich doch in ietzigen Zeiten sehr in Acht, seine Meinung über politische Gegenstände zu sagen, wenn sie auch noch so gegründet und wahr wäre. Der Fremde ist wohl gar ein Aushorcher, oder, wenn er auch dis nicht ist, so ist er vielleicht ein Ausschwätzer. Er erzählt absichtlich, oder doch unvorsichtig, laut das nach, was man im Stillen ihm sagte. Er setzt wohl hinzu, oder lässt uns das gesprochen haben, was er selbst sprach. Auf solche Weise kann die Hospitalität allerdings sehr theuer zu stehen kommen. Du also, der du sie liebst, sieh dir vor; du hattest nie mehr Ursache, dis zu thun, als — ietzt.

Sieben und siebenzigste Stunde.

Das Wiedersehen unserer Lieben ienseits.

Ich begreife recht gut, wie es zugehe, daß Viele, die doch äuserlich nahe verbunden sind, sich nichts daraus machen, einander im künftigen Leben wiederzufinden und wiederzusehen. Gibt es denn nicht Menschen genug, die sich sogar auch daraus nichts machen, daß überhaupt ein künftiges Leben bevorstehe, und daß sie länger, als bis ans Grab hin, existiren sollten? Da sie blos in groben Sinnengenüssen ihre Seligkeit finden, so kann ihnen eine Fortexistenz ohne dergleichen freilich nicht behagen. Viel Gutes hätten sie sich ohnehin ienseits nicht zu versprechen; so liegt ihnen nicht nur nichts daran, ob ein Jenseits sei, oder nicht, sondern es liegt ihnen sogar Viel daran, daß es nicht sein möge. Ganz so, wie es sich mit diesen Menschen verhält, verhält sich's auch

mit ienen Verbundenen, deren ich gedachte. Sie möchten gern in dem ietzigen Leben schon tausend Meilen weit von einander entfernt sein, und können hier schon einander die Augen nicht mehr gönnen; wie könnten sie sich darauf freuen, in dem künftigen Leben, wo noch dazu kein Tod mit Trennungshofnungen weiter tröstet, einander wiederzufinden, und wiederzusehen? Es mus ihnen ia in der That höchst daran liegen, daß, wenn auch Fortexistenz ist, doch für sie kein Wiederbeisammensein, kein Wiedersehen, Statt finden möge.

Wie aber der gute Mensch ohne ein künftiges Leben überhaupt sich höchst unglücklich fühlen würde, so müsten auch die, die einander lieben, die gern beisammen sind, und gern einander ansehen, sich in voraus schon unglücklich im künftigen Leben fühlen, wenn sie dort nicht wieder beisammen sein, dort einander nicht wiedersehen sollten. Wer liebte ie, und dachte nicht so, sobald er an menschliche Fortdauer im Tode glaubte? Dem Gebildeten, dem, der auf ächte Gefühle und Genüsse hält, sind die lieben Seinen sein höchstes Erdengut; er hat sich zu innig mit ihnen verkettet, und zwar auf die schönmenschlichste Weise, als

daß an künftiges Seligsein für ihn ohne sie weiter zu denken wäre.

Hierauf zu erwiedern, ob er nicht doch iezt bestehen müsse, wenn der Tod sie ihm nähme, und ob er nicht auch alsdann wirklich bestehe, ist schon eine Erwiederung, der ich den verdienten Nahmen nicht geben mag. Wie besteht er denn dann? Hat er nicht hart und lange genug zu kämpfen mit dem Jammer über ihren Verlust? Ja, ists am Ende die Zeit blos, welche den Kampf beilegt, oder ists nicht die Hofnung ihres Wiedergewinns, welche nur an der Hand der Zeit zu einer klareren und lebendigeren Idee für ihn ward?

Vollends aber den Satz aufzustellen, daß im künftigen Leben ein Vergessen der Unsrigen eintreten werde, und daß wir also der Wiedervereinigung mit ihnen zu unserer Zufridenheit dort gar nicht bedürften, ist unter aller Vernunft und Sittlichkeit. Bleiben wir denn nicht wesentlich Dieselben, und wenn wir durch tausend Tode gingen? Kann uns also ie unser Gedächtnis fehlen? Traun, es wird uns vielmehr dort noch treuer sein, als hier. Mit einem solchen Vergessen der Unsrigen müste ia auch ein Vergessen alles dessen, was wir hier gegenseitig für einander ge-

than und gelitten, eintreten; worauf liefe es also hinaus? Auf ein allgemeines Vergessen der Dinge disseits, das ienseits einträte! Nun aber nicht blos die Frage, wozu wir auf solche Weise am Ende das ganze erste Leben geführt hätten, wenns im zweiten ganz und gar vergessen wäre, sondern auch — welch eine heillose Lehre wäre so eine Vergessenslehre! Fiele durch sie nicht die ganze grosse menschliche Hauptsache — die Moralität — über den Haufen? So wär's dann Einerlei gewesen, ob man genützt, oder geschadet hätte — Einerlei, ob man ein Vertheidiger, oder ein Anfaller, ein Lebensretter, oder ein Mörder, gewesen sei; denn dort wäre alles vergessen. Willkommen, ia, sehr willkommen — ich glaub's — mag eine solche Lehre den Bösen und den Bösewichten sein; die Guten aber und die Märtirer fürs Gute müssen sich vor ihr entsetzen. Also — auch diese sollten vergessen, was sie thaten, und was sie litten, und es sollte gar keine Justitz in der vollkommeneren Welt Statt finden, da doch in der unvollkommenen Erdenwelt schon oft Justitz Statt fand?

Die Sache wird dadurch um nichts gebessert, wenn man das künftige Vergessen der Unsrigen da-

mit beschönigen will, daß wir ienseits in höhere Verbindungen einträten, über die wir an die gepflogenen disseits weiter nicht denken würden. Ich möchte nur wissen, was man unter solchen höheren Verbindungen verstände. Die Verbindung mit Gott an sich kann man doch wohl nicht meinen; denn diese findet ia iezt schon Statt, und man vergisst über Gott die Seinigen nicht. Vielmehr, ie mehr man es mit Gott hält, desto mehr hält man es auch mit ihnen. Meint man aber etwa die Verbindung mit Seraphs und Cherubs? So wenig eine Verbindung mit diesen hier Statt fand, so wenig kann sie irgend iemals eintreten. Es bleibt für uns in allen Welten, die wir etwa durchwandern sollten, bei den Verbindungen, in welchen wir hier stehen — bei den Verbindungen mit Gott und mit Unsersgleichen, unter denen unsere Lieben die uns nächsten sind, und immer sein werden. So schön es nehmlich auch sein wird, mit den Weisesten und Edelsten aus allen Zeitaltern verbunden zu werden — sollte man über sie dieienigen vergessen können, mit denen man einst schon so herzlich verbunden war, denen man die höchsten Beweise der Liebe gab, und von denen man die höchsten Beweise der Liebe empfing? Ich

frage euch nach der Reihe — Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Freunde und Liebende, die ihr edlerer Art seid — könntet ihr einander ie vergessen?

Niemand kann von höheren Verbindungen in ienem Leben überzeugter sein, als ich; aber ich meine auch damit blos, daß die hohen Verbindungen, in welchen wir iezt und hier schon stehen, einst und dort noch erhöheter sein werden. So wird unsere Verbindung mit Gott erhöheter sein; wir werden inniger an ihn glauben, an seiner Majestät uns überschwenglicher ergötzen, herzlicher auf ihn vertrauen, und durch vollkommeneres Thun seines Willens ihn auch vollkommener verehren. So wird auch unsere Verbindung mit den Unsrigen erhöheter sein; wir werden uns gegenseitig ganz das sein, was wir hier einander sein wollten, aber nicht sein konnten, und werden noch herrlicher vereinigt wirken. Dis sind meine Begriffe von künftigen höheren Verbindungen, und ich glaube, daß sie die richtigeren sind.

Wenn es nun aber ausgemachtwahr ist, daß man ohne seine Lieben ienseits sich nicht selig befinden könne, so beruhige dich doch, Gutmüthiger, der du zwar an ein künftiges Leben glaubst,

und dich auch nach Wiedervereinigung mit deinen Lieben und Freunden darin sehnst, immer aber noch an ihr zweifelst! Sollte denn Gott, der uns dort noch seliger machen will, als hier, uns also die Unsrigen dort entziehen, da sie hier schon unser schönster Besitz waren? So wär's ia nicht einmal wahr, daß wir auch nur so selig fortexistiren sollten, wie wir iezt existiren. Ich denke aber auch noch über diese so wichtige Herzenssache folgendermassen — — „Wenn menschliche Fortdauer ist, so dauern die Unsrigen nicht nur ebenso fort, wie wir, sondern sie müssen auch ebenda fortdauern, wo wir fortdauern. Der Stern menschlicher Fortexistenz ist freilich ein anderer, als der Stern der ersten menschlichen Existenz; aber wie der Stern Erde es war, auf dem die Menschen zuerst zusammen existirten, so mus es auch derselbe Stern — welcher es auch sein mag — sein, auf dem sie zusammen fortexistiren. Die Frage könnte doch also nur sein, wie die, welche hier so gern und herzlich beisammen waren, sich dort wieder antreffen und wieder finden würden. Dieses allerdings sehr wichtigen Umstandes wegen aber verlasse ich mich auf die höhere Vollkommenheit der künftigen Welt und auf Gott, und glaube fest,

daß so, wie die, welche nicht wieder beisammen sein wollen, dort einander besser aus dem Wege werden gehen können, als hier, auch die, welchen Wiederbeisammensein hoher Wunsch ist, einander dort gleich begegnen werden.

Man unterscheidet wohl zwischen dem künftigen Wiederbeisammensein und zwischen dem künftigen Wiedersehen; mir aber ist Beides Eins. So gewis mir es ist, daß ich, sobald ein künftiges Leben ist, mit meinen Lieben und Freunden wiedervereinigt werden werde, so gewis ist mir's auch, daß, sobald Wiedervereinigung mit ihnen für mich Statt findet, ich sie wiedersehen werde. Wodurch denn alle Notitz, welche ich ietzt von ihnen habe, als durch meine Sinne, und zwar vorzüglich durch den Sinn des Sehens und durch den Sinn des Hörens? Wodurch also auch meine künftige Wiedernotitz von ihnen, als eben hierdurch? Möchten doch Alle, welche anderer Meinung sind, und die Wiedervereinigungssache blos geistig handhaben, recht über das Undenkbare dabei nachdenken! Mit dem inneren Auge — Vernunft — kann ich wohl die Wahrheit sehen, aber meine Freunde nicht; mit dem innern Ohr — Gewissen — kann ich wohl das Sittengesetz hören, aber meine Lie-

ben nicht. Ich weis also ganz und gar nicht, wie ich sie ohne meine beiden edleren Sinne wiedererkennen, und was ich überhaupt ohne diese an ihnen und an der Wiedervereinigung mit ihnen haben sollte. Der Spott über den Vergang des Körpers wird doch in der That hier ganz unrecht angebracht. Tritt denn an seine Stelle nicht ein feinerer Körper? Nun, so werden auch zugleich die Sinne zwar verfeinert sein; es mus aber Sinne für uns geben, wie es einen Körper für uns geben mus, wenn die ganze Lehre von Fortdauer nicht zu einem Spasse werden soll. Neue Sinne etwa? Dergleichen können nicht Statt finden, weil wir wesentlich Dieselben bleiben; wie könnten wir auch durch neue Sinne unsere alten Freunde wiedererkennen? Soll ich aber etwa einst die Meinigen nur wiederhören? Immer bleibt ia doch der Sehesinn der schönste Sinn, und, so sehr ich auch Freund der Müsik bin, auch die reizendste Musik gebe ich für eine reitzende Aussicht hin. Bei der Freundschaft vollends — wie viel geht da verlohren, wenn das Sehen fehlt! Man frage hierüber nur Blindgewordene! Ich werde also meine Lieben so gewis einst wiedersehen, als ich mit ihnen wiedervereinigt werde, und

so gewis es Gottes Wille ist, mich in dem künftigen Leben nicht unseliger, sondern seliger, zu machen. Darum ist mir, wie gesagt, Beides — sie wiederfinden und sie wiedersehen — Eins.

Welch einen Werth aber erhalten nun erst recht durch die Hofnungen hierzu alle edle und herzliche Verbindungen! Ja, könnte man nicht schier sagen, daß sie sonst gar keinen wahren Werth hätten? Mir ists wenigstens immer so vorgekommen, und ich glaube die Gefühlvolleren unter den Verbundenen dabei auf meiner Seite zu haben. Rühmet doch, spreche ich, die genaueren Verbindungen, welche bald die Natur, bald unsere eigene Willkür, mit treflichen Unsersgleichen stiftet, noch so sehr; dahin wäre gleich aller ihr Ruhm, wenn wir fürchten müsten, daß der Tod sie zerstörte. Beisammen könnten wir doch nicht sterben, wie wir beisammen leben. Welches Loos man nun auch zöge — das Loos des Vorangehens, oder das Loos des Vorangehensehens — eins, wie das andere, würde schrecklich sein. Ja, man müste bei guter Zeit gleich, so oft man einander ans Herz drücken wollte, lieber gleich einander zurückweisen, und sprechen — was ists mit Liebe

und Freundschaft? wir quälen uns einander nur durch sie. Doch — nun getrost, getrost! Wie der Tod unsere Gemeinschaft mit Gott gar nicht stört, so stört er die Gemeinschaft mit unsern Lieben nur einstweilig. Ist er auf beiden Seiten erfolgt, so wird er uns nicht nur wieder verbinden, sondern auch ebenso, wie er uns mit Gott in noch höhere Gemeinschaft setzt, uns mit den Unsrigen in noch höhere Gemeinschaft versetzen. Wir werden mit ihnen nicht nur wieder beisammen sein, sondern auch ganz beisammen sein. Wie verbittert uns ietzt noch die Furcht der unvermeidlichen Trennung bei aller Hofnung der Wiedervereinigung die schönsten Stunden unseres Beisammenseins! Diese Furcht fällt dann weg; denket euch dis, denket euch dis einmal recht lebhaft, ihr Guten, die ihr liebet und geliebt werdet! Ach — in diesem Gedanken liegt doch schon viel, recht viel. Und — wie oft stören auch ietzt Leiden des Lebens und Schwächen des Herzens den Genus der Seligkeit der Freundschaft! Jene — die Leiden, werden dann dahin sein, und diese — die Schwächen, werden auch dahin sein. So werden wir einander alsdann auch erst ganz das sein können, was wir, wie gesagt, hier einander

sein wollten, und nicht zu sein vermochten. Dis, dis denket euch einmal auf das allerlebhafteste, ihr Guten, die ihr liebet, und geliebt werdet! Ach — in diesem Gedanken liegt doch wohl unaussprechlich viel?

Acht und siebenzigste Stunde.

Heilige Freude über uns selbst.

Man erlaubt ja dem Menschen, daß er sich über seine Gesundheit, über seine Schönheit, über seinen Reichthum, über seine Gewalt, über seine Gelehrsamkeit, freue; warum soll ihm nicht auch verstattet sein, über seine Tugend sich zu freuen? Ist sie etwa ein geringeres Gut, als die eben genannten Güter? O — sie überwiegt sogar die Gelehrsamkeit; was ist alles Wissen des Wahren gegen das Wollen und Thun des Guten? Gesundheit aber, Schönheit, Reichthum, Gewalt, anbelangend, wer sieht nicht gleich ein, daß Herzensgesundheit und Herzensschönheit die höhere Gesundheit und Schönheit, daß Reichthum an Verdiensten der wahre Reichthum, und daß Gewalt über die Begierden die allermenschlichste Gewalt sei? . . Oder — gibt es etwa gar keine Tugend, daß sich also auch Niemand über die seinige

freuen dürfe? O — so gewis, als es Gelehrsamkeit gibt, gibt es auch Tugend; freilich iedoch nur menschliche Tugend. Verlangt man denn aber vom Menschen auch wohl eine mehr als menschliche, eine übermenschliche Gelehrsamkeit? So darf man doch in der That die Forderungen an ihn von Seiten seines Herzens auch nicht höher spannen, als von Seiten seines Kopfs ... Dieienigen vollends, welche es für widerchristlich halten, daß man sich über seine Tugend freue, irren auf das höchste. Der Christ ist ia vielmehr recht auf diese Freude angewiesen, und er soll an ihr Entschädigung für ieden Abgang der Weltfreuden finden. Ich möchte auch schon wissen, wie man sich entschliessen könnte, auf dem Wege der Tugend fortzuschreiten, wenn man sich nicht mit Freuden auf ihm erblicken dürfte; wird aber nicht ein solches stetes Fortschreiten von dem Christen ausdrücklich gefordert?

Alles also, was man von dem Menschen verlangen kann, ist, daß seine Freude über seine Tugend gegründet und gemässigt sei. Hierauf wird dann aber auch freilich mit Recht bestanden.

Gegründet mus sie sein. Die Tugend, deren man sich freuet, darf nicht blos in der Ein-

bildung bestehen. Wer kennt nicht Häsliche, die sich für Angenehmgebildete halten, und sich über ihre Schönheit freuen? Wer kennt nicht Ignoranten, die sich für Polihistore halten, und sich über ihre Gelehrsamkeit freuen? Wer spottet aber auch nicht über dergleichen Thoren? Ganz so verhält es sich auch in moralischer Hinsicht. Stolze halten sich oft für Bescheidene, und freuen sich über ihre Herablassung — Rachsüchtige halten sich oft für Versöhnliche, und freuen sich über ihre Feindesliebe — Zänkische halten sich oft für Friedfertige, und freuen sich über ihre Nachgiebigkeit — Geitzige sogar halten sich oft für Barmherzige, und freuen sich über ihre hohe Menschenfreundlichkeit. Wer spottet aber nicht auch über sie insgesamt? Nein, es mus — wenn man sich über seine Tugend freuen will — ein deutliches Bewustsein, eine wahre und lebendige Ueberzeugung davon da sein, daß man zum Guten aufgelegt sei, und daß man nicht nur seine wirklichen Pflichten gern erfülle, sondern auch immer willig sei, selbst sich noch Pflichten nach Zeit und Umständen aufzulegen. Nur alsdann ist die Freude gegründet; dann ist sie aber auch rechtmässig zugleich.

Wie man zu einem solchen Bewustsein, zu einer solchen Ueberzeugung gelange — diese Frage ist leicht zu beantworten. Kann man sich nicht immer, während daß man in wichtigen sittlichen Fällen ist, genug selbst beobachten, so kann man doch nachher, wenn man aus ihnen zurückkehrt, Rechenschaft vor sich selbst darüber ablegen, wie man sich in ihnen benommen habe ... Du hattest z. B. Gelegenheit, dein Glück zu machen, wenn du Menschenfurcht hegen und heucheln wolltest; findest du nachher bei der Selbstrechenschaft, daß alle Versprechungen und Drohungen deshalb auf dich nichts vermocht haben, so freue dich über deine Wahrheitstreue — deine Freude ist gegründet. Oder — dir kam, als du schon nahe am Ziele deiner Wünsche warst, ein Anderer, der so verdienstvoll war, wie du, in den Weg und zuvor; gibt dir nachher dein Herz das Zeugnis, daß du seine Verdienste gutmüthig anerkanntest, so freue dich über deine Gerechtigkeitsliebe — deine Freude ist gegründet. Oder — du wardst schwer beleidigt, und hattest alle Mittel in Händen, dich noch schwerer zu rächen; hast du nachher das deutlichste Bewustsein davon, daß du ieden Gedanken an Rache, der in dir aufsteigen wollte, sofort

niderdrücktest, so freue dich über deine Grosmuth — deine Freude ist gegründet. Oder — dir ward fremde Noth bekannt, der du abhelfen konntest; erinnerst du dich nachher mit Wahrheit daran, daß du ihr nicht nur abhalfst, sondern auch gern abhalfst, so freue dich über deine Dienstfertigkeit — deine Freude ist gegründet. Oder — du warst selbst in grosser Noth, so, daß du wohl hättest verzagen können; kannst du nachher mit Zuverlässigkeit dir nachsagen, daß dein Muth aus Religiosität doch nicht gewankt habe, so freue dich über dein Vertrauen auf Gott — deine Freude ist gegründet. Oder — dich traf das Loos, grosse Opfer für das allgemeine Beste bringen zu sollen, zu welchen sich der Tausendste nicht hergegeben haben würde; ist dir nachher ausgemachtgewis, daß du dieses Loos ohne Widerrede übernahmst, so freue dich über deinen hohen Gemeinsinn — deine Freude ist gegründet... Der Tugend gebüren ihre Rechte; ihr höchstes und schönstes Recht ist die Freude über sich selbst, und — dem Himmel sei Dank, daß es auch gerade das Recht ist, welches ihr Niemand, Niemand, auch kein halballmächtiger Teufel in Menschengestalt, verkümmern kann!

Wahr aber auch, daß die Freude, welche man über seine Tugend hat, wenn sie auch noch so gegründet ist, doch gemässigt sein müsse... Was würde zu einem Menschen gesagt werden, der, wenn er auch in der That schön wäre, sich für das verwirklichte Ideal der höchsten Schönheit hielte? Oder — was zu einem Menschen, der, wenn er auch in der That gelehrt wäre, sich für das Nonplusultra von Gelehrten hielte? Nun, eben so in sittlicher Hinsicht... Ob man, wenn man schön ist, noch immer schöner werden könne, weis ich zwar nicht; daß man aber, wenn man gelehrt ist, noch immer gelehrter werden könne, weis ich so zuverlässig, als ich nur irgend etwas in der Welt weis. Je mehr Kenntnisse man erlangt, desto mehr sieht man auch ein, daß man seine Wissenschaft noch sehr vermehren, ia, ins Unendliche hin vermehren könne. Wer sich dann über die Kentnisse, welche er schon besitzt, schon freuet, der wird auch gewis auf ihre immerwährende Vermehrung bedacht sein, um seine Freude über sich in intellektueller Hinsicht immerwährend zu vermehren... Ganz so mus es auch um die Freude des Menschen über seine Güte stehen. Es mus ihm nicht einfallen, sich schon für

vollkommen zu halten; vielmehr mus er, ie mehr er sich gut sieht, einsehen, daß er immer noch besser, ins Unendliche hin besser, werden könne, und so mus er auch darauf bedacht sein, wirklich noch immer besser zu werden, um seine Freude über sich in moralischer Hinsicht — die heilige Freude über sich selbst — immer noch zu vermehren. Wer nicht so denkt und thut, der sage ia nicht, daß es ihm um Herzensgüte ein Ernst sei! Wahrhaftiggute Menschen braucht man aber auch hieran nicht erst noch zu erinnern; sie gehen aus sich selbst auf dem schönen Wege ihrer sittlichen Vervollkomnung eifrig fort. Geringere sittliche Gebrechen, aus denen sich der Grobsinnliche gar nichts macht, weil er die wichtigsten sich verzeiht, erregen ihren Unwillen sehr, wenn sie sie an sich erblicken; blosse Schwächen des menschlichen Herzens sogar möchten sie gern nicht mehr an sich dulden.

Wer nur erst den Glauben hat, daß er noch nicht sittlichvollkommen sei, der steht auch gewis nicht an, zu glauben, daß es Menschen gebe, die schon sittlichvollkommener sind, als er; denn, wenn er es immer noch weiter im Guten bringen kann, warum sollte es dieser und iener Andere

darin nicht schon weiter gebracht haben, als er es bis iezt brachte? Findet er nun dergleichen Menschen wirklich, so mus er sich über ihre Tugend noch mehr freuen, als über die seinige. Ueberhaupt mus er sich über fremde Tugend auch freuen, wo er sie antrift, und wenn er sie auch nur in nidrigeren Graden anträfe. Er mus über die Freude, welche er — wenn auch noch so rechtmässig — an sich selbst hat, keinen Mitmenschen verachten, der sich nicht offenbar verächtlich macht. Er mus vielmehr Manches an Andern übersehen, was er an sich nicht übersieht; er mus denen, welche grobe Fehler an sich haben, zu ihrer Ablegung aber geneigt scheinen, hülfreich zur Seite sein, und sich über ihre Besserung freuen, wie über seine eigene Güte. Ja, er mus so gestimmt sein, daß er seine allerhöchste Freude daran finden würde, wenn alle Menschen gut wären.

So denke ich mir die gemässigte Freude, welche der Tugendhafte über sich selbst hat. Daß er sich vollends vor dem Allerhöchsten in der sittlichen Welt, in der Welt der Tugend, mit seiner Tugend nicht brüsten dürfe, versteht sich ia wohl von selbst. Wer kann Dem Genüge leisten, der moralisch, wie phisisch, Alles in Allem ist? Wer

kann also auch wohl blos auf Gerechtigkeit bei ihm pochen, und nicht mit der Hofnung auf seine Gnade sich zu trösten suchen? Doch — auf solchen Unsinn verfällt ia auch gewis kein vernünftiger Mensch. Sobald man einsieht, daß man noch immer sittlichbesser werden könne, und also auch zu werden suchen müsse, erfolgt die stille Unterwerfung unter die Gnade des sittlichallerhöchstvollkommensten Wesens von selbst. Nur mus auch hier in der Sache nicht zu weit gegangen werden; sonst verwirft sich die wahre Tugend, und, indem sie sich verwirft, verwirft sie Gott mit sich zugleich. Es ist nehmlich nicht unser Werk, sondern Gottes Werk, daß wir, wie unserer phisischen, so auch unserer moralischen Natur nach, so eingerichtet sind, wie wir sind. Wenn wir also als Wesen, die bestimmt wurden, sich ewig im Guten zu vervollkomnen, auch nur uns eifrig bestreben, das Gute immer mehr zu lieben, zu wollen und zu thun, so ist die Gnade Gottes, welche wir erwarten dürfen, keineswegs mit iener Gnade zu vergleichen, welche ein grober Staatsverbrecher von dem Staatsoberhaupte dadurch erhält, daß ihm das verwirkte Leben geschenkt wird. Wie tief liesse man doch Gott sinken, wenn man sich bei

einem der Tugend ergebenen Herzen solche Vorstellungen von seiner Gnade machte!

Steht es also nur so um deine heilige Freude über dich selbst, daß sie gegründet und gemässigt ist, so überlas dich ihr getrost! Genies sie als den schönsten Lohn für dein gutes Herz; kein anderer Lohn ist ihr gleich. Leider ist sie oft in dieser ersten und unvollkommenen Welt fast der einzige Lohn der Tugend; wäre dis also der Fall auch bei dir, so genies sie um desto herzlicher! Sie sei es alsdann, durch die du dich für allen Abgang im Aeuserlichen entschädigt fühlest! In der Nidrigkeit müssest du durch sie dich vornehm fühlen — in der Armut dich reich in höherem Verstande, und in der Kränklichkeit dich gesund im höheren Verstande — ia, und wenn du ein Krüppel wärst, müssest du dich durch sie fühlen als ein ganzer Mensch! Stärke dich auch durch ihren Genus in deinem Tugendeifer; auch hierzu soll sie dir dienen, ebenso dienen, wie dem Sünder die Reue, welche sich ihm aufdringt, dazu dienen soll, daß er zur Tugend zurückkehre. Sei endlich auch oft, indem du sie geniessest, im Geiste schon in der besseren Welt, wo sie dir alsbald weit

höher, als iemals hier, und auch dann noch immer höher, zu Theile werden wird! Dis sind die Voraugenblicke auf Erden von der himmlischen Ewigkeit; wer Sinn für Tugend und Seligkeit hat, der gewährt sie sich gern.

Neun und siebenzigste Stunde.

Schöne Sklaverei.

„Hasse alle fremde Ketten, es mag sie ein Tiran aus Eisen schmieden lassen, oder die Liebe sie von Rosen fertigen! Du sollst durchaus nicht Sklav Anderer sein; deine eigenen Ketten sollst du tragen — dein eigener Sklav sollst du sein. Dann bist du zugleich dein eigener Herr; weil du, wenn du auch Ketten trägst, sie dir doch selbst angelegt hast.“

Ha! wird man sagen, das sind Grundsätze, die allen Sklaven ihrer Leidenschaften willkommen sein müssen. Sie handeln im Grunde so schon nach ihnen; was wird nun vollends geschehen, wenn solche als richtig aufgestellt werden? Wird nicht der Gewinnsüchtige auftreten, und sprechen — Ihr werfet mir die Ketten der Gewinnsucht vor; es sind ia aber meine eigene Ketten, und so bin ich in ihnen mein eigener Herr —? Werden

nicht der Ruhmsüchtige, der Vergnügenssüchtige, und alle die, welche es mit Suchten zu thun haben, ebenfals sich erheben, und ausrufen — Ihr nennet uns Sklaven, bedenket aber nicht, daß wir Sklaven von uns selbst, und also freie Männer, sind —?

Nun dann, lasst sie so sprechen; kann man sie nicht gleich des gröbsten Irthums überführen, in dem sie schweben? Wer hat ihnen denn ihre Ketten angelegt? Waren's nicht die Leidenschaften? So tragen sie ia also doch fremde Ketten; denn sie werden doch wohl nicht behaupten wollen, daß die Leidenschaft der Mensch selbst sei? Nein, die Vernunft ist der Mensch; wer also die Ketten seiner Vernunft trägt, der, nur der trägt seine eigenen Ketten. Wer ein Sklav seiner Vernunft ist, der ist im wahren Verstande frei, und sein eigener Herr. Schlechterdings nicht wider die Vernunft meinen und handeln, sondern nur immer so meinen und handeln, wie sie zu meinen und zu handeln gebietet — dis heisst ihr Sklav sein, und dis nenne ich die schöne Sklaverei.

Ausserdem, daß man in ihr sein eigener Herr ist, weil man immer nur thut, was man will, indem das höhere Selbst, die Vernunft, den Willen

leitet, regirt und bestimmt, so behauptet man auch bei ihr die wahre menschliche Würde, die in Vernunftmässigkeit des Wollens und Thuns besteht. Ist denn nicht die Vernunft die herrliche Prärogative des Menschen? Nun, so mus auch seine eigentliche Würde in ihr gemässen Gesinnungen und Handlungen bestehen. Man mag also zwar immerhin auf fremde Stimmen hören, und auf fremde Beispiele sehen, weil man in seinem ersten Lebensalter ganz auf sie verwiesen war; durchaus aber mus man, ehe man den ersteren glaubt, und den letzteren folgt, wohl prüfen, ob sie auch der Vernunft gemäs sind, und, sobald dis nicht ist, ganz so thun, als hätte man iene nicht gehört, und diese nicht gesehen. Ebenso mag man auch immerhin der Sinnlichkeit das Recht, zu fordern und zu rathen, zugestehen, weil sie auch eine für uns unentbehrliche Mitgabe des Einrichters unseres Wesens ist; schlechterdings aber mus man auch, sobald es Fälle von Belang betrift, ehe man ihre Forderungen erfüllt, und ihren Rathgebungen Gehör gibt, untersuchen, ob sie die Billigung der Vernunft erhalten, und, wenn dis nicht ist, die Forderungen unerfüllt lassen, und auf die Rathgebungen weiter nicht achten. Nur so, und

als Sklav der Vernunft, behauptet man, wie seine Willensfreiheit, so auch seine menschliche Würde.

In dieser schönen Sklaverei wird man auch gewis keine seiner Pflichten von sich weisen, sie vernachlässigen, oder gar übertreten, sondern sie alle mit Eifer und nach Möglichkeit erfüllen. Ists denn nicht die Vernunft, welche sie uns auflegt, indem sie solche aus den Verhältnissen, worin wir uns befinden, ableitet? Ists nicht auch die Vernunft, welche uns unaufhörlich antreibt, unsern Pflichten aus allen Kräften Genüge zu leisten? Nun, so wird man dis auch gewis thun, sobald man sich daran gewöhnt hat, ihre Aussprüche sklavisch zu befolgen. Was macht uns denn aber, wie zu guten, so zu seligen Menschen anders, als die Pflichtenerfüllung? Das Bewustsein davon, daß man in allen seinen Verhältnissen so handle, wie man darin handeln soll, und daß man sich durch nichts, auch durch grossen äuserlichen Verlust nicht, von Rechtschaffenheit abhalten lasse, hebt das Herz unaussprechlich, verschönert die Freude, versüsst das Leid, lässt uns Jedem dreust unter die Augen treten, gibt uns Kraft, dem Allerhöchsten sogar im Geiste uns traulich zu näheren, setzt uns in den Stand, den Weg bis ans

Grab hin muthig fortzusetzen, und bepflanzt die Wege ienseits des Grabes überall mit himmlischen Rosen. Sieh, Sklav der Vernunft, dieses Heil ist dein!

Wie könnte es auch ein besseres Verwahrungsmittel gegen böse Gewohnheiten geben, als die Sklaverei, von der die Rede ist? Gesetzt auch, daß man in ihr zuweilen gegen dieses oder ienes Gebot der Vernunft aus Uebereilung handle, so kann es in ihr doch nie dahin kommen, daß man gegen ein und dasselbe Vernunftgebot oft handle, und immer wieder handle, so, daß solch Handeln zuletzt zur perennirenden Handlungsweise werde. Beide Zustände — Sklav der Vernunft sein, und bösen Gewohnheiten nachhangen — sind von der Art, daß sie einander gegenseitig aufheben. Wer Sklav der Vernnnft ist, kann nicht zugleich bösen Gewohnheiten ergeben sein, und wer einer bösen Gewohnheit ergeben ist, kann nicht zugleich Sklav der Vernunft sein. O so begib dich doch in die Sklaverei der Vernunft; so bist du vor böse Gewohnheiten sicher, und — wie unendlichviel ist hierdurch für dich gewonnen! Eine böse Gewohnheit mag nehmlich zwar immerhin böser sein, als die andere; sie dürfen aber insgesamt nicht Statt fin-

den. Von der Völlerei z. B. an bis zur Zanksucht in der Nüchternheit — von der wirklichen Unzucht an bis zur blossen Liebe zweideutiger Scherze — von der Dieberei an bis zur Verleumdung, die Ehrenraub ist — vom Fluchen und Schwören an bis zum blossen ungewaschenen Reden — — alle, alle unsittliche Gewohnheiten sollen an uns nicht zu finden sein; wir dürfen sonst auf wirkliche Tugend gar nicht Anspruch machen. Böse Gewohnheiten, von welcher Art sie auch sein mögen, sind unsere ärgsten sittlichen Feinde; denn sie machen am öftersten, daß wir unsittlich handeln. Es ist ia begreiflich, daß sie sich bei ieder für sie schicklichen Gelegenheit zu neuen Aeuserungen rüsten werden; mithin vergehen wir uns auch durch sie am öftersten. Wer z. B. die Völlerei liebt, darf nur volle Gläser vor sich stehen sehen, so leert er sie übermässig aus; wer die Zanksucht liebt, darf nur in Geselschaften sein, so treibt er sie; wer die Unzucht liebt, darf nur mit einer Person des andern Geschlechts, oder wohl gar nur mit sich selbst, allein sein, so wandelt sie ihn an; wer auch nur mit zweideutigen Scherzen es hält, darf nur glauben, bei Leuten zu sein, die sich dergleichen von ihm gefallen lassen müssen, so wirft er sie um sich

her; wer die Dieberei liebt, darf nur an fremdes Gut im Verborgenen kommen können, so begeht er sie; wer die Verleumdung liebt, darf nur die Abwesenheit eines gewissen Menschen, dem er unhold ist, wittern, so verleumdet er ihn unter den Anwesenden; wer das Fluchen und Schwören liebt, darf nur Untergebene vor sich haben, die nicht gleich seinen Willen thun, so flucht er, oder rechtliche Menschen, die sich durch einen Schwur leicht täuschen lassen, so schwört er; wer ungewaschene Reden liebt, darf nur merken, daß er gern dabei angehört werde, so führt er sie; u. s. w. u. s. w. Es ist also ausgemacht wahr, daß böse Gewohnheiten unsere ärgsten sittlichen Feinde sind, und daß, wer dergleichen an sich hat, auf wahre Tugend keinen Anspruch machen dürfe. Er rechne aber auch ia nicht auf die Freundschaft des Allheiligen! Durch einzelne Fehler von verschidener Art, die er aus Uebereilung begeht, und wieder gut macht, geht ihm diese wohl nicht verlohren; wie sollte er sie aber sich versprechen können, wenn er immer wieder auf dieselbe Weise sich vergeht? Ia, er rühme sich auch nicht im geringsten mehr menschlicher Freiheit! Er ist ia völliger Sklav des Bösen; denn so, wie seine böse Gewohnheit sich

aufmacht, mus er thun, wie sie ihm gebietet. Kann etwas schändlicher sein, als so ein Sklavenzustand? Sei Sklav der Vernunft, so lebst du nicht nur in schöner Sklaverei, sondern es ist auch unmöglich, daß du in die abscheulichste aller Sklavereien verfallen könntest.

Die Erziehung sollte es freilich sein, wodurch im Menschen die Geneigtheit geweckt würde, in die Sklaverei der Vernunft einzugehen; leider aber ist sie noch immer am häufigsten von der Art, daß der Mensch vielmehr frühzeitig in die Sklaverei böser Gewohnheiten eingeht. Doch, in wem die Vernunft nur erst zur Reife gekommen ist, der kann noch immer auch ihr Sklav durch sich selbst werden, sobald er nur ernstlich will. So viel auch gegen den Lehrsatz eingewendet worden ist, daß der Mensch könne, was er wolle, so steht er doch in sittlicher Hinsicht fester, als man denkt. Um uns her können wir freilich nicht wirken, wie wir wollen; aber — auf uns selbst auch nicht? Ueber unsern äuserlichen Zustand können wir freilich nicht gebieten; aber — über unsern inneren auch nicht? Wer das Letztere beider Fragen behauptet, der setzt den Menschen ungerechter- und undankbarerweise herab. Unsere sitt-

lichen Kräfte sind nicht so gar schwach, wie sie uns oft vorgestellt werden; man strenge sie nur an! Zu dieser Anstrengung wird aber eben das ernstliche Wollen erfordert, ohne welches sie nie Statt finden kann. Wie nun solch ernstliches Wollen bewirkt werde, ist bald gezeigt. Es gibt nur ein Mittel dazu, nehmlich — Vorstellungen. Diese sind es überhaupt, welche, wenn sie sich zur Klarheit und Deutlichkeit erheben, den Willen regiren und bestimmen. Man denke also nur recht oft über die Würde und über die Seligkeit nach, welche man als Sklav der Vernunft besitzt und geniesst; so wird das ernstliche Wollen, in diese schöne Sklaverei sich zu begeben, gewis eintreten. Ist dis aber nur erst da, so wird man auch alle seine sittlichen Kräfte aufbieten und anwenden, in sie zu gelangen, und wird auch so in sie wirklich gelangen. Dis gilt sogar von solchen Fällen, wenn man sich schon in der Sklaverei böser Gewohnheiten befände. Wenn man dann da noch die Unwürde und das Unheil, worin man lebte, gegen iene Würde und gegen ienes Heil bei der Sklaverei der Vernunft hielte — wie könnte es möglich sein, iene abscheuliche Sklaverei nicht gegen diese

schöne Sklaverei zu vertauschen? Wohl Allen, die, wenn ihnen ein solcher Tausch nöthig ist, ihn auch wirklich treffen! Ewig werden sie die Tage segnen, in welchen sie ihn trafen.

Achtzigste Stunde.

Weises und edles Inkognito — Rühmliche Verbergungskunst.

Man rühmt die Offenheit, das Kommen an das Licht mit seinen Meinungen, Gesinnungen, Vorsätzen und Handlungen, das Leben am Tage überhaupt; es gibt aber auch eine Verschlossenheit, eine Zurückhaltung, eine Vermeidung des Lichts, eine Wirksamkeit bei Nacht gleichsam, die hohen Ruhm verdient. Mit Recht nennt man sie Verbergungskunst; durch das Beiwort — rühmlich — das man ihr gibt, wird übrigens dafür gesorgt, daß kein Misverstand entstehe. Es gibt nehmlich auch eine Verbergungskunst, die heillos ist, und Alle, die sie treiben, zu höchstunsittlichen Menschen macht. Wer z. B. mit der Sprache nicht heraus will, wenn er doch aus Pflicht und Gewissen sprechen sollte — wer Andere dafür solbet, daß sie Schmähungen verbreiten, oder gar anonimische Schmähschriften in die Welt schickt —

wer sich gut stellt, indem er es böse meint, um Zutrauen abzulocken und zu misbrauchen — wer Höllenplane im Verborgenen schmiedet, um sie desto gewisser ausführen zu können, oder sie durch Andere ausführen lässt, um nicht für sie gestraft zu werden — wer überhaupt Böses Andern so zuzufügen weis, daß sie ihn als den Thäter nicht erkennen, sondern Unschuldige deshalb in Verdacht nehmen — der treibt dergleichen heillose und schändliche Verbergungskunst. Weg mit ihr! Ich habe es nur mit der rühmlichen zu thun.

Zu ihr gehört z. B., daß man nach Zeit und Umständen die Wahrheit nur für sich behält, ohne sie zu verbreiten, oder sich's auch nur merken zu lassen, daß man sie habe. Ein Anderes ists, wenn man eines Besseren überzeugt ist, dem Irthum öffentlich huldigen — ein Anderes, ihm alsdann nur nicht öffentlich widersprechen. Ersteres darf nie Statt finden, Letzteres aber wohl zuweilen. Was hilft es, mit der Wahrheit gegen den Irthum öffentlich aufzutreten, wenn seine Herrschaft noch zu allgewaltig ist? Man wird bald gezwungen werden, zu schweigen, und noch dazu das Schicksal derer haben, welche in ein Wespennest stören; ists also nicht weiser, man schwiege lieber

gleich ganz und gar? Offenbar unnütze Leiden für die Wahrheit können nie Pflicht für ihren Freund sein. Wozu dient es ferner, für die Wahrheit sich öffentlich aufzumachen, wenn die Welt noch nicht reif zu ihr ist? Man mus ia alsdann voraussehen können, daß sie nicht die gute Aufnahme finden werde, um die es doch eigentlich nur ihrem Verbreiter zu thun sein kann; wozu also ieder Verbreitungsversuch? Wollte man etwa darauf rechnen, daß man doch damit künftigen Verbreitern der Wahrheit vorarbeite, und ihnen ihr schönes Geschäft in voraus erleichtere: so dürfte man sich wohl sehr mit einer solchen Hofnung täuschen. Die mächtigen Beschützer des Irthums werden vielmehr nun Alles thun, um künftigen Wahrheitsverbreitern den stärksten Schlagbaum vorzuziehen, so, daß der Irthum noch länger bestehe, als er sonst Bestand gehabt haben würde. Die Welt wird von selbst zur Wahrheit reif werden — man kann sich im Glauben an die Fortschritte der menschlichen Vernunft darauf fest verlassen — und dann wird gleich der erste Versuch, sie zu verbreiten, gelingen. Erlebt man diesen Zeitpunkt nicht, so denke man, daß man nicht bestimmt gewesen sei, der Wahrheit Herold zu werden, und

überlasse dieses Amt ihren künftigen Freunden, die von der Vorsehung dazu bestimmt werden werden. Oft sind es auch nur Einzelne, und noch dazu wohl schon Hochbeiahrte, die den Irthum aufrecht erhalten, und alle ihre Bannkräfte dazu gebrauchen; warum sollte man nicht lieber ihren Tod abwarten, und bis dahin die Wahrheit für sich behalten, als durch Versuche der Wahrheitsverbreitung bei ihrem Leben noch, die sie doch nicht gelingen lassen würden, sich und Andere, wohl gar viele Andere, ihren Bannstrahlen aussetzen, die, sobald sie die Augen schliessen, ein Ende haben?

Rühmliche Verbergungskunst ists ferner, wenn man, indem man für die gute Sache — sie betreffe, was es wolle — alleröffentlichst reden, d. h. schreiben zu müssen glaubt, auch als Schriftsteller den Weg der Anonimität erwählen zu müssen glaubt. Hier komnt es ia doch nur darauf an, daß das schlechterdings Nothwendige geschrieben werde, damit Hohe und Nidrige es lesen und beherzigen mögen; ob sie wissen, aus wessen Feder es geflossen sei, oder nicht? wenn es nur richtig gedacht und bescheiden gesagt ist. Der Nahme des Verfassers thut gar nichts dabei,

oder sollte doch wenigstens nichts dabei thun. Wird so eine Schrift gut aufgenommen, wie schön ists, daß ihr Verfasser genug daran hat, im Stillen sich nur darüber zu freuen, daß man ihn liebe und segne, ohne zu wissen, wen man eigentlich liebt und segnet! Wie schön ists, wenn er unter den ihn Liebenden und Segnenden im strengsten Inkognito umhergeht, keine Ehrenbezeugung von ihnen verlangt, und ganz gleichgültig dagegen ist, wenn sie ihn sogar mit Gleichgültigkeit behandeln, eben darum so behandeln, weil sie ihn nicht erkennen. Wird eine solche Schrift aber nicht wohl aufgenommen, wie kann ihr Verfasser ganz ruhig dabei sein! Man mag ihn sogar verfolgen; hat er sich bei seiner Anonimität recht vorgesehen, so verfolgt man blos einen Schatten. Wie weise handelte er also zugleich bei seinem Gutesstiften! Soll seine Schrift heilsam sein, so wird sie es doch sein, wenn man sie auch gleich konfiscirt — die Konfiscation wird vielmehr die Neugier des Publikums nach ihr erst recht aufwecken — ihn aber, ihn kann man nicht mitkonfisciren. Oft würden sogar dergleichen Schriften, wenn sie gut aufgenommen werden, die gute Aufnahme nicht finden, sobald man ihren Verfasser kennte; persönlicher Groll

gegen ihn würde sie verschreien, und ihren Umlauf hemmen. Sieht nun ein biderer Schriftsteller so einen Fall für sich voraus, so ists ia sogar Pflicht für ihn, sich zu verbergen, weil seine ausgestreute gute Saat sonst keine Erndte brächte.

Rühmliche Verbergungskunst ists ferner, wenn man edle und menschenfreundliche Plane, die offenbar ihre Widersacher finden müssen, so lange verheimlicht, bis es Zeit ist, sie auszuführen, und dann plötzlich aus allen Kräften ihre Ausführung beginnt. So werden ihre Widersacher mit der Ausführung überrascht und betäubt, und müssen sie mit Ingrimm zulassen. Was würden die Unholde aber gethan haben, wenn sie bei Zeiten die der Geselschaft zwar nützlichen, ihnen aber misfälligen Plane erfaren hätten? Sie würden die schändliche Verbergungskunst getrieben, und im Stillen Alles in voraus bereitet haben, um ihre Ausführung äuserstschwer, oder gar unmöglich, zu machen, und dann stände der Planmacher wie ein armer Sünder da, schafte nicht nur wenig, oder gar nichts, sondern würde noch obendrein von ihnen verspottet. Wie sehr ist doch in einer Welt, wie die gegenwärtige ist, allen edlen Planmachern das Verheimlichungssistem zu em-

pfehlen! Durchblättert man auch die Geschichte, so findet man, daß das höchste Gute oft nur dadurch bewirkt worden sei, daß man den Plan dazu bis auf die letzte Stunde verbarg.

Nahe an diese Verbergungskunst grenzt eine andere, die nicht weniger rühmlich ist. Sie besteht darin, daß man seinen edlen Plan nicht selbst ausführt, sondern Andere ihn ausführen lässt, so, daß es das Ansehen hat, als gehörte er ihnen. Dis wird sogar schlechterdings nothwendig, sobald man mächtige Feinde hat, die sich sogleich der Ausführung blos darum widersetzen würden, weil sie einen Menschen dabei in voller schöner Thätigkeit sähen, der ihren ganzen Has hat. Geht man dann lieber in der Klugheit so weit, daß man solche Personen zu seinen Werkzeugen gebraucht, die sie wohl leiden können, und hält man sich bei der Wirksamkeit derselben im Hintergrunde, so gelingt die Ausführung gewis herrlich, weil sie gegen den Plan selbst eigentlich nichts haben. Wäre es aber auch nicht der Fall, daß man Furcht vor dergleichen Feinden haben müste — gereichts denn nicht doch dem Rechtschaffenen zur Ehre, wenn er das öffentliche Lob für seinen schönen Plan nicht will, sondern es Andern überlässt, die dadurch

zugleich ihr Glück machen, ohne daß das Gute dabei leidet?

Rühmliche Verbergungskunst findet auch vorzüglich bei den Ausübungen des thätigen Mitleids und der Barmherzigkeit Statt. Wenn man Leidenden seinen Beistand im Stillen leistet, so, daß kein Mitbürger, auch der Nachbar nicht einmal, etwas davon erfare — o wie schön ist dis! Wozu soll denn die Welt ihn auch wissen? Etwa, um den, der ihn leistet, zu lobpreisen? Ginge er hierauf aus, wie nidrig und wie egoistisch wäre seine Menschenliebe! Oder etwa, um auf die Unterstützten mit Fingern zu zeigen? Welche Schonung geschieht diesen also durch die Verbergung der Wohlthaten, welche man ihnen erzeigt! Sind sie edlerer Art, so nehmen sie solche gewis noch höher und dankbarer auf, als die Wohlthaten selbst. Kann man seine Wohlthätigkeit gegen Leidende vollends so einrichten, daß sie selbst auch nicht einmal erfaren, welche Hand gegen sie so wohlthätig sei, und richtet man sie auch wirklich so ein — dann, dann übt man die allerrühmlichste Verbergungskunst aus. Man überhebt sie dadurch der Verlegenheiten und Demüthigungen, in welche sie geriethen, so oft man von ihnen erblickt

würde, und zeigt, daß man auf das allerreineste ihnen Gutes thue, indem man nicht nur das Lob der Welt, sondern auch ihren eigenen Dank dafür, nicht will. Mag auch immer hiergegen eingewendet werden, daß auf solche Weise der unterstützte Leidende, sobald er zu den besseren Menschen gehörte, ausser Stand gesetzt werde, eine seinem Herzen so theure und heilige Pflicht, als die Dankbarkeit ist, auszuüben; sein Herz wird sich bald zu helfen wissen, und eine Wendung nehmen, die wunderschön ist. Gen Himmel wird er blicken, und sprechen — „So sei es, daß ich meinen Wohlthäter nicht kenne! weis ich doch, daß du, Gott, mir ihn gabst! so nimm nur du auch für das Gute, das er mir erzeigte, meinen ganzen Dank hin!" Einen solchen herrlichen Ausgang der Sache wollte eben der edle Wohlthäter, und darum trieb er die allerhöchste Verbergungskunst. Wie selig mus er bei ihr sich fühlen!

Ein und achtzigste Stunde.

Freigeisterei.

Freigeisterei treiben — und — seine Freiheit im Denken, seine Geistesfreiheit, die wahre Würde des Menschen, wie überall, so auch in Religions- und Glaubenssachen, blos männlich, anständig und vernünftig behaupten — ist ein sehr grosses Zweierlei. Dennoch wird Beides sehr häufig verwechselt, und zwar oft absichtlich; weil man, wenn man einmal Lust hat, einen Andern zu beschimpfen, wohl weis, daß man ihn nicht mehr beschimpfen könne, als wenn man ihm nachsagt, daß er Freigeisterei treibe, die allerdings der ärgste Misbrauch iener mit Recht gepriesenen Freiheit ist. Will man den, der diese Freiheit blos auf die besagte Weise behauptet, auch Freigeist nennen, so mag man es zwar immer thun; nur nehme man alsdann diese Benennung in dem edleren Sinne. Der Freigeisterei aber darf man ihn

nicht deshalb bezüchtigen; denn dieser Ausdruck deutet gleich durch seine Endigung auf den unedlen Sinn der Benennung, Freigeist, hin. Er hälts mit Freigeistigkeit, aber nicht mit Freigeisterei. Er liebt die Religion, aber nur die wahre; er ehrt den höheren Glauben, aber erhebt sich eigenen freien Flugs und Schwungs zu ihm.

Wie könnte man also z. B. wohl den der Freigeisterei beschuldigen, der durchaus mit der Cerimoniensucht nichts zu thun haben will? Ist denn das Cerimonienwesen das wahre Gottesverehrungswesen? Ist Gott ein Götze, der sich durch Alfanzereien verehren läſst? Ist er auch nur so ein sinnlichgeistiges Wesen, wie der Mensch ist, daß seine Verehrung in Aeuserlichkeiten, Kultus genannt, bestehen könne? Nein, er ist Geist, blos Geist, nichts, als Geist, der allerreineste Geist, dessen Verehrung folglich auch nur geistig gedacht werden kann, wenn sie ächt sein soll. Thut der Weise also nicht recht daran, wenn er das Cerimonienioch abschüttelt, das Priester blos aus Dummheit, oder aus eigennützig r Verfinsterungs- und Versklavungssucht, der Menschheit auflegten? Thut er nicht wohl daran, wenn er der grossen Menge von Cerimonien gram ist, weil man mit ihr die

ganze Gottesverehrung abthun zu können meint — wenn er es nur mit wenigen hält, und zwar nur mit solchen, die die wahre Gottesverehrung befördern können, aber auch sie nie für Gottesverehrung selbst, sondern nur für Beförderungsmittel derselben erklärt, weil die wahre Gottesverehrung nur im Rechtthun, oder — wie der grosse Mann von Nazaret sich ausdruckte — im Thun des Willens des Vaters im Himmel, besteht? O wie schön ist es doch, seine Geistesfreiheit auch in Religionsangelegenheiten zu behaupten, und sich über das Cerimonienwesen zur wahren Gottesverehrung zu erheben!

Wie könnte man ferner den der Freigeisterei beschuldigen, der in höheren Glaubenssachen durchaus kein blosser Nachbeter Anderer sein will, sondern sein eigenes Nachdenken dabei zum Führer nimmt? Wozu kann er d.nn selbst nachdenken, wenn es ihm nicht erlaubt sein soll, so zu thun? Ja, es ist sogar Pflicht für ihn; denn ohne eigenes Nachdenken kann er nie aus wahrer Ueberzeugung glauben. Daß dadurch oft etwas ganz Anderes herausspringen werde, als was seine Jugendlehrer ihm lehrten, ist freilich ausgemacht; was schadet dis aber? Wenn es nur ih.m Wahrheit

ist! Wie freuet er sich alsdann seines Glaubens, der sein eigener Fund ist! Wie fühlt er sich bei ihm in seiner Selbstdenkerwürde! Wie bleibt er ihm mit unerschütterlicher Treue zugethan!

Wie könnte man ferner den der Freigeisterei beschuldigen, der sich dagegen setzt, wenn man ihm vollends Glaubens vorschriften machen will, und der keine andere Vorschrift der Art anerkennt, als die, welche die Vernunft ihm gibt? Woher schriebe sich denn das Recht, welches Jemand zu haben meinen wollte, Andern vorzuschreiben, was und wie sie glauben sollten? Von seiner Gelehrsamkeit etwa? Die Religion will aber mit der Gelehrsamkeit nichts zu thun haben; denn sobald sich diese zu ihr gesellt, verwandelt sie sie in ein Gewebe von spitzfündigen und unfruchtbaren Sätzen, die weder weiser, noch besser, machen. Von seinem kirchlichen Ansehen etwa? Dieses soll er nur dazu gebrauchen, daß gute Kirchenzucht und gute Kirchenpolizei gehandhabt werde; den ärgsten Misbrauch würde er davon machen, wenn er die Glaubensfreiheit beschränkte, und Gewissenszwang ausübte. Jeder ist in Glaubenssachen blos an seine Vernunft gewiesen, die die oberste Richterin aller Meinungen, folglich auch der reli-

giössen, ist. Mit Recht hält man sich also auch nur an sie, und wirft das Joch aller menschlichen Simbolen ab, die zu weiter nichts dienen, als Sektengeist und Sektenhas zu erzeugen. Die Kirche des Vernunftglaubens ist die wahre Kirche. Mögen neben ihr auch noch so viel andere Kirchen bestehen, so ist und bleibt sie doch die Hauptkirche; darum hält sich der Weise zu ihr.

Wie könnte man auch sogar den der Freigeisterei beschuldigen, der selbst die Aussprüche der Bibel vor den Richterstuhl der Vernunft fordert, und sie nur dann erst für göttliche erklärt, wenn sie vor ihm bestehen. Keine göttliche Offenbarung darf der andern widersprechen; denn sonst widerspräche ia Gott sich selbst. Am wenigsten darf irgend eine derselben der allerersten, der Offenbarung durch die Vernunft, widersprechen; vielmehr hat die Vernunft das unveriährbare Recht, iede andere seinsollende und angebliche Gottesoffenbarung zu prüfen, und über ihren Werth zu entscheiden. Was sollte sonst aus der Menschheit werden, wenn sich's nicht so verhielte? Gibts denn nicht auch mehrere Bibeln, und üben nicht die, welche gleich von Freigeisterei sprechen, wenn man das Recht der Vernunft, über die Göttlichkeit der Aus-

sprüche der unsrigen zu entscheiden, behauptet, dasselbe Recht gegen die fremden Bibeln aus? So trieben sie ia auf solche Weise auch Freigeisterei?

Wen beschuldigt man nun aber also der Freigeisterei gerechtermassen? Nur den, der aus Religion ganz und gar nichts macht, über allen höheren Glauben spottet, und ihn für Aberglauben, für Menschenirre und für Priesterbetrug erklärt. O wehe, dreimal wehe und tausendmal wehe der Freigeisterei, wie ich sie iezt beschrieb! Wie sollte sich doch Jeder selbst vor ihr warnen!

Wem ists wohl unbekannt, daß man sie oft für den höchsten Gebrauch der Vernunft erklärt habe? Sie ist aber, statt dis zu sein, vielmehr wirklicher Vernunft*spott*. Du, der du iener Meinung zugethan bist, sag mir doch, spricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß du weiter nichts, als Materie, und blos die am allervollkommensten organisirte Materie seist? Ich dächte, iede Vorstellung, die du dir machst, ieder Vorsatz, den du fassest, ia, iede freiwillige und absichtliche Handbewegung, riefe dir zu, daß du Mehr sein müssest. So sag mir auch, spricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß mit dei-

nem Tode für dich Alles aus sei? Ich dächte, eine einzige Erwägung deiner intellektuellen und moralischen Perfektibilität ins Unendliche hin riefe dir zu, daß du auch zur Fortexistenz ins Unendliche hin bestimmt sein müssest. So sag mir endlich auch, spricht deine Vernunft mehr dafür, oder dagegen, daß ein Allerhöchster sei, der der phisischen und moralischen Weltordnung vorstehe? Ich dächte, ein Blick zum Sternhimmel riefe dir zu, daß Gott sei, und die Lektüre der Geschichte der Menschheit wäre das zehnfältige Echo davon. Wenn du nun also doch dabei beharrst, daß du blos Materie seist, daß der Tod dich endige, und daß kein Gott sei, so treibst du offenbar Spott deiner Vernunft, und — so verdienst du nicht, daß sie dir gegeben ward.

Freigeisterei führt leicht zur Schlechtheit — völlige Irreligiosität zur höchsten Immoralität — Vernunftspott zu Gewissensspott. Hiermit ist also nicht gesagt, daß alle Freigeisterei nur getrieben werde, um auch Freidenkerei in sittlichen Dingen treiben zu können; sondern blos die grosse Gefar, bei iener auch auf diese zu verfallen, wird behauptet, und zwar mit Recht. Stürzen denn nicht durch Freigeisterei alle Stützen des Sittengesetzes

zusammen? Man nehme den Glauben an menschliche Fortdauer und den Glauben an einen vergeltenden Gott weg — wie wird es um die Haltung dieses Gesetzes bei den Mehresten stehen? Wie aber dann vollends, wenn auch der Glaube an die höhere sittliche Natur des Menschen wegfiele? Wo es keine sittliche Natur gibt, da wird auch ein Sitten gesetz zu einer leeren Grille. Wenn es dann aber hierzu wird, wie stehts um Tugend, Zucht und Ehrbarkeit? Es kann also nichts Schrecklicheres gedacht werden, als — daß Freigeisterei herrschend, Volkssache, Volkston, Volksstimmung werde. Man macht unsern Zeiten diesen Vorwurf, und schiebt die Schuld davon auf die Aufklärung. Ich selbst bin dieser Meinung, ohne deshalb die Aufklärung sinken zu lassen. Nimmermehr könnte es herrschende Freigeisterei geben, wenn es keine ausgebreitete Aufklärung gäbe; offenbar ist iene die Folge von dieser, aber — keine nothwendige Folge. Mus man denn, wenn man den Aberglauben verläſſt, schlechterdings sich zum Unglauben wenden? Gibts kein Drittes, das in der Mitte liegt? Dis ist vernunftmäſſiger Glaube, und auf diesen, nur auf diesen, arbeitet die Aufklärung hin, und mus auf ihn hinarbeiten,

weil er die Bestimmung des Menschen, als eines Vernunftwesens, ist.

Noch einmal betrachte ich die Freigeisterei; findet Seelenruhe bei ihr Statt, die doch das Gut aller Güter für den Menschen ist? Ich zweifle sehr daran, und mus daran zweifeln, weil ich den Menschen — mich selbst — kenne. Sollte nicht z. B. auch der Gelehrteste, welcher sie treibt, wenn er in einer wunderhellen Mitternacht zum gestirnten Himmel aufblickt, verleitet werden, zu sich zu sprechen — wär's nicht doch klüger, du nähmest einen Herrn Herrn Zebaoth an, ein Wesen, dessen fortdauerndes Werk das fortdauernde Universum wäre? Sollte er nicht, wenn er mit Nachdenken die Schicksale der Völker in der Geschichte lieset, zu sich sagen — wär's nicht doch klüger, du glaubtest an einen unsichtbaren Regenten der Menschheit, der solche Gerechtigkeit, wie du offenbar siehest, auf dem Erdboden handhabt? In der That, auch der Gelehrteste also befindet sich, wenn er Freigeisterei treibt, in einem steten Kampfe mit sich selbst. Er braucht seiner Meinung nach Gott nicht, um Alles, was ist und geschieht, zu erklären, und doch dringt sich ihm Gott immer wieder von neuem als höchstes Erklärungsbedürf-

niß auf. Kommen vollends Tage der Noth, in welcher Hand befindet man sich da noch am leidlichsten? In der Hand der absoluten Nothwendigkeit? In der Hand des blinden Zufalls? In der Hand seiner Nebenmenschen? In seiner eigenen Hand? Oder — in der Hand Gottes? Mus uns da nicht unser eigenes Herz sagen — es ist doch besser, du begibst dich aus allen jenen Händen in diese Hand —? Und — am Ende, ach, am Ende, wie da, wenn man Freigeisterei getrieben hat? Entweder man bekehrt sich von ihr, oder man strengt sich an, in ihr zu beharren. Im ersteren Falle giebt es Auftritte, die die sogenannten grossen Geister um alle Achtung bringen, und schier lächerlich machen. Sie, die an Gott nicht glauben wollten, beten dann wohl eine Mutter Gottes an; sie, die über menschliche Fortdauer über das Grab hinaus spöttelten, zittern dann wohl gar vor der Hölle, und flehen um die heilige Absolution, um ihr zu entgehen. Habe ich denn nicht dergleichen Auftritten beigewohnt, beiwohnen müssen, und — wie ward mir da zu Muthe? Ich seufzte und muste seufzen über die übertriebenste menschliche Anmassung, die zuletzt sich selbst zum Gespötte macht. Ich war aber auch dabei,

wenn Erztreiber der Freigeisterei sich sterbend anstrengten, in ihr zu beharren; was sah ich da? Ein Ringen mit sich selbst, das über alle Vorstellung geht. Ach, dacht' ich dann, wie ists doch klüger und besser, ruhig zu leben, und ruhig zu sterben, als lebenslang mit sich selbst zu kämpfen, und im letzten höchsten Selbstkampfe den Geist aufzugeben!... Es gefällt mir von den wahren grossen Geistern, daß sie zwar Freigeistigkeit, aber nicht Freigeisterei, trieben. Ich bin auch bei ihrem Hinscheiden gewesen, habe ihre Todesfreudigkeit gesehen, habe ihre letzten herzlichen Ermunterungen zum vernünftigen Glauben gehört, und trete auf das allerherzlichste in ihre Fusstapfen ein.

Zwei und achtzigste Stunde.

Scheinheiligkeit.

Mit der Scheinheiligkeit gehts, wie mit der Freigeisterei; man beschuldigt ihrer auch oft Andere sehr ungerechterweise.

Verdient der z. B. ein Scheinheiliger genannt zu werden, der noch ein Freund des äuserlichen Kultus ist, nach frommer Vätersitte Gesang und Gebet noch liebt, Erbauungsörter noch gern besucht, und diese oder iene Cerimonie noch treu beobachtet, weil er sie bei seiner Sinnlichkeit heilsam für sein Herz, und als Beförderungsmittel der höheren Gottesverehrung für sich, befunden hat — der aber dabei zugleich ein rechtschaffenes Leben führt, notorisch mässig in seinen Genüssen, treu und redlich gegen Jedermann, und bei ieder Gelegenheit nach seinen Kräften ein thätiger Menschenfreund ist, mithin deutlich beweiset, daß iene höhere Gottesverehrung durch heilige Gesinnungen

und edle Handlungen ihm ganz am Herzen liege? Also — wenn er nur den äuserlichen Kultus völlig hintenansetzte, zu singen und zu beten aufhörte, das Theater der Kirche vorzöge, und ieder Cerimonie, auch der besten, Hohn spräche, dann hätte er sich von allem Verdachte der Scheinheiligkeit gereinigt? dann möchte er übrigens auch wohl gar leben, wie er wollte, er wäre ganz der Mann, wie die zwar nicht scheinheilige, dafür aber sehr unheilige Welt ihn haben will?

Verdient ferner derienige ein Scheinheiliger genannt zu werden, welcher kleinere und geringere Pflichten, die von Tausenden ohne Bedenken übertreten werden, so gewissenhaft betreibt, als wenn's die grössesten und wichtigsten wären? Ich dächte vielmehr, daß er, wenn man ihm nicht beweisen könnte, daß er diese unerfüllt lasse, durch Erfüllung, welche er auch ienen leistet, sein Streben nach sittlicher Vollkommenheit erst ganz bezeugte. Dem mus es doch warlich wohl ein Ernst sein, dem Sittengesetze Genüge zu leisten, der auf iede, auch auf die leiseste Forderung desselben, achtet? Daß er mit seiner höheren Gewissenhaftigkeit die Leichtsinnigen ärgern müsse, weil sie sich durch ihn beschämt fühlen, ist leicht einzusehen; sie behandeln

ihn aber sehr unverantwortlich, wenn sie die Rache dafür an ihm nehmen, daß sie ihn, der viel heiliger ist, als sie, zu den Scheinheiligen zählen. Also — wenn er nur, wie sie, die geringeren Gebote des grossen ins Herz geschriebenen Gesetzes seiner Sinnlichkeit, seiner Bequemlichkeit, seinem Vergnügen nachsetzte und aufopferte, dann gehörte er in ihren Augen zu den wahrhaftigen Heiligen?

Verdient ferner der ein Scheinheiliger genannt zu werden, der heute oder morgen einmal Gutes, das er thut, öffentlich, und wohl gar mit Geräusch, thut? Man sollte doch in der That erst darüber nachdenken, ob er, wenn es ihm ein Ernst war, gewisses Gutes wirklich zu stiften, es anders stiften konnte, als auf solche Weise. Fände man dann das Gegentheil hiervon, wie sollte man sich vor sich selbst schämen, ein so nidriges Urtheil über ihn zu fällen! Fände man aber auch wirklich, daß er sein Gutes ebenso glücklich ganz im Stillen hätte stiften können, so sollte man doch Nachfrage darüber thun, ob er nicht bei Oeffentlichkeit und Geräusch die Absicht gehabt habe, auch einmal ein Beispiel von Wohlthätigkeit seiner Mitbürgerschaft zu geben, weil es dieser vielleicht an Sinn für

Wohlthätigkeit gebricht? Solche Nachfrage ist bald gethan. Man kann leicht erfaren, ob Jemand viel Gutes im Stillen thue; die Dankbarkeit schweigt nicht. Verhält sich's dann so mit dem, der zuweilen sogar Geräusch mit seinem Guten macht, so mus man ihm schlechterdings iene Absicht dabei zutrauen; oder man würdigt nicht ihn, sondern sich selbst, herab. Also — wenn er nur nie öffentlich Gutes thäte, so, daß er die, welche nicht Lust zum Guten haben, durch sein Beispiel nicht vor der Welt ins Blosse stellte, und ihren Neid erregte, dann würde es diesen nie einfallen, ihn für einen Scheinheiligen zu erklären.

Verdient endlich derienige ein Scheinheiliger genannt zu werden, welcher herrschende offenbare Unsittlichkeiten seines Zeitalters rügt, oder der auch nur einzelne Personen über ihre böse Lebensweise laut tadelt, und öffentlich zur Rede stellt, dabei aber selbst ein unbescholtener Mensch ist? Was will er durch iene Rüge anders bewirken, als daß iunge Leute, die erst in die Welt eintreten, vor dem ansteckenden Sittenverderben noch zu rechter Zeit bewahrt werden möchten, und — ist dis nicht ein edler Plan? Wenn er aber ein strenger Richter Einzelner wird, die durchaus kein

Selbstgericht betreiben, will er nicht ihre Besserung, wenn sie noch möglich ist, dadurch versuchen? Ist es nicht auch schön, daß er nicht genug an seiner eigenen Tugend hat, sondern auch Andere gern als Tugendhafte erblicken möchte? Also — wenn er herrschende Unsittlichkeiten billigte, und selbst annähme, oder doch in ihrer Herrschaft sie nicht störte — wenn er dem heillosen Loben der Lasterhaften, denen er ein Wort zu ihrem Heile sagen könnte, gelassen zusähe, und den tragischen Ausgang desselben wohl gar schadenfroh erwartete — dann entginge er dem Vorwurfe der Scheinheiligkeit?

Wer auf eine von den hier beschriebenen Weisen diesen Vorwurf erhält, der kann ruhig dabei sein, und den Gang, welchen ihm sein Gewissen lehrt, ganz getrost fortsetzen; wie stehts aber um die, welche einen solchen Vorwurf mit Recht erhalten, weil sie wahre Scheinheilige sind?

Man verdient alsdann ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man z. B. mit dem blossen äuserlichen Kultus den ganzen Kultus abthut, der Cerimoniensucht ergeben ist, und dabei keinen Hang zum Guten zeigt, viel betet und singt, und dadurch um nichts besser, weder arbeitsamer,

noch verträglicher, noch treuer und redlicher, noch dienstfertiger, wird, das Gotteshaus fleissig besucht, die Zech- und Wollusthäuser aber eben so fleissig, und wohl gar aus ienem unmittelbar in diese geht.

Man verdient ferner ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man die kleineren und geringeren Pflichten mit affektirter Aengstlichkeit erfüllt, die grösseren und wichtigeren Pflichten aber offenbar unerfüllt lässt, und iene Aengstlichkeit nur darum treibt, daß bei Andern die Meinung entstehen solle, man erfüllte die grösseren und wichtigeren Pflichten noch weit gewissenhafter und pünktlicher, und mithin die Nichterfüllung der letzteren nur dadurch zu verbergen sucht.

Man verdient ferner ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man alles Gute, das man thut, öffentlich und mit Geräusch thut, also offenbar nur, um von Andern damit gesehen, deshalb gepriesen, ia, wohl gar im eigentlichen Verstande dafür gelohnt zu werden.

Man verdient endlich auch ein Scheinheiliger genannt zu werden, wenn man sich zum strengen Richter Anderer aufwirft, um nur für einen noch strengeren Selbstrichter zu gelten — wenn man

den herrschenden Geschmack an blos kindischen Sitten verdammt, um seinen eigenen Geschmack an männlichgroben Sitten unbemerkbarer zu machen — wenn man die geringen Vergehungen seiner Mitbürger hart beurtheilt, und sich selbst weit grössere erlaubt, und — wenn man sogar dasselbe Böse selbst thut, welches man Andern sehr hoch anrechnet.

Wer also auf eine von den hier beschriebenen Weisen den Vorwurf der Scheinheiligkeit erhält, der bleibe ia nicht ruhig dabei; noch weniger setze er den Gang, welchen er erwählt hat, auch nur mit der geringsten Getrostheit fort!

Er treibt offenbar Gewissensspott — den allerruchlosesten Spott ... Mus ihm sein Gewissen nicht sagen, daß er durch Cerimoniensucht den Mangel an wahrer Gottesverehrung nicht ersetzen könne? Mus es ihm nicht sagen, daß er ein Schalk sei, wenn er durch ängstliche Erfüllung der kleineren Pflichten sich von Erfüllung der grösseren zu dispensiren sucht? Mus es ihm nicht sagen, daß die nützlichen Thaten, welche er verrichtet, nicht den geringsten Werth haben, wenn er sie blos aus irgend einer Art von Gewinnsucht verrichtet? Mus es ihm nicht sagen, daß es abscheulich

sei, sich zum Richter Anderer aufzuwerfen, wenn man das Selbstrichteramt nicht betreibt? Gewis sagt es ihm dis alles auch oft; denn es lässt sich sein heiliges und ewiges Recht nicht nehmen. Wenn auch Zeiten kommen, die es in Handhabung desselben beschränken und stören, so kommen nach der Natur des menschlichen Lebens doch auch wieder andere Zeiten, wo es solch Recht wieder handhaben kann, und es dann auch unumschränkt zu handhaben pflegt. Der Scheinheilige, welcher auch alsdann, wenn er das Gewissen sprechen hört, sich zwingt, zu thun, als wenn er es nicht sprechen hörte, treibt also doch wohl offenbaren Spott mit ihm. Dieser Spott — der Gewissensspott — ist aber, wie gesagt, der allerruchloseste. Welch ein Verworfener ist der, der ihn treibt! Er spottet im Grunde über Gott, der durch das Gewissen in uns, wie durch die Natur ausser uns, zu uns spricht, und verdient die Ehre nicht, zur moralischen Wesenwelt zu gehören.

Ein solcher Scheinheiliger verschliesst sich auch immer mehr und mehr den Weg zur wahren Heiligkeit und Tugend. Je mehr er sich in seiner leidigen Cerimoniensucht gefällt, desto weniger wirds ihm einfallen, wahren und höheren Kultus

zu treiben. Je länger er das Pflichtenwesen blos auf die geringeren Pflichten reducirt, desto seltener wird er an die Erfüllung der wichtigeren denken. Je älter die Gewohnheit bei ihm wird, durch Gutesstiften nur gleissen und gewinnen zu wollen, desto ungeschickter wird er zu der Gewohnheit, auf die Alles ankommt, werden, zur Gewohnheit, rein Gutes zu stiften. Je alltäglicher er das strenge Richten Anderer betreibt, desto unvorfallender wird das Selbstgericht bei ihm sein, und so wirds mit ihm dahin kommen, daß er, der blosse Scheinheilige, sich für einen wahren Heiligen hält.

Ausser dieser Selbsttäuschung aber, die sein sittliches Allverderben schaft, wird ihm auch keine andere Täuschung von Belang gelingen. Bildete er sich etwa ein, den Allerhöchsten, an dessen Beifalle ihm am meisten gelegen sein mus, mit seiner Heuchelei täuschen zu können, so gäbs keinen ärgeren Thoren und Sünder, als ihn; vor diesem steht er immer in seiner ganzen unmoralischen Blösse aufgedeckt da. Unter seinen Mitbürgern aber wird er höchstens blos die Einfältigen täuschen, wodurch er wenig, oder gar nichts, gewinnt; die Klügeren werden ihm bald auf den Grund sehen. Er lebt ja vor ihren Augen, und handelt mitten unter

ihnen. So sehen sie ia, wie er die wahre Gottesverehrung durch Thun und Leiden nicht treibt, und wissen also seine übertriebene Anhänglichkeit an den blos äuserlichen Kultus und an das Cerimonienwesen gehörig zu würdigen; so sind sie Zeugen davon, wie er grössere Pflichten übertritt, und kleinere ängstlichst zu übererfüllen sucht, und lernen sich also auch leicht auf diese Aengstlichkeit verstehen, wie er es mit ihr meine; so hören sie nichts von stillem Guten, das er erzeigte, da doch die Dankbarkeit nicht immer schweigen würde, und sehen also das Gute, welches er mit ganz unnöthigem Geräusch stiftet, für das an, was es ist, für Gleisnerei und Pralerei; so erblicken sie an ihm einen Menschen, der unaufhörlich Andere richtet, selbst aber in gleicher, oder gar noch grösserer Verdamnis sich befindet. Was wird nun geschehen? Er wird den Lohn von ihnen bekommen, den er dadurch verdiente, daß er es wagte, auf ihre Täuschung auszugehen; sie werden ihn verachten, wie es dem Scheinheiligen gebürt. Sie werden noch weiter gehen, sich der Einfältigen annehmen, welche er bethört, und ihm die heilige Maske öffentlich abziehen, unter der er sie bethörte. Allgemeinen Spott wird er dann hören, so

oft er die Maske wieder anzulegen sich erdreustet, und es wird schwer halten, daß man ihm auch dann traue, wenn er wirklich ohne sie umhergeht. So straft die Scheinheiligkeit sich selbst, und es ist umsonst, zu hoffen, diesen Strafen zu entgehen. Je ausgelernter vielmehr Jemand sie zu treiben meint, und auch wohl wirklich treibt, desto mehr lauern die Klügeren auf ihn auf, und, finden sie dann ihren immer schon auf ihn gehabten Verdacht von Heuchelei gegründet, so verachten sie ihn nur noch desto höchlicher, und warnen vor ihm noch desto lauter; damit ihm das heillose Handwerk, welches er treibt, um so mehr gelegt werde, weil er Meister darin ist, und die ganze Welt ihn in seiner wahren Gestalt erblicke, und auch der Einfältigste in seinem Kreise sich nicht weiter von ihm täuschen lasse.

Drei und achtzigste Stunde.

Das entehrendste Unmoralische.

Alles Böse entehrt zwar den Menschen, weil er jederzeit gegen die Würde eines sittlichen Wesens handelt, so oft er die Willensfreiheit, welche er als ein solches Wesen besitzt, nicht gebraucht, sich zum Guten zu bestimmen; das eine Böse entehrt ihn aber immer mehr, als das andere, und so gibts Arten des Bösen, die ihn aufs höchste entehren.

Hieher gehört erstlich unnatürliches Böses, worüber der Mensch gar keine Nachweisung geben kann, daß er auch nur auf die entfernteste Weise durch irgend einen Naturtrieb dazu verleitet worden sei, wodurch er vielmehr gegen einen der ersten Naturtriebe handelt; oder auch solch Böses, wodurch er einen wirklichen Naturtrieb nicht nach den Vorschriften der Natur, wohl gar auf eine widernatürliche Weise, befridigt. All dergleichen

Böses mus ihn höchst entehren; denn es ist sein eigenes, freigewähltes Böses, und er kann sich deshalb gar nicht mit seiner menschlichen Schwachheit, oder mit seiner Sinnlichkeit, entschuldigen. Er hat ia vielmehr Stärke genug zur Vermeidung des ersteren durch seine gegen dasselbe kämpfenden Naturtriebe, und was das leztere anbelangt, so ward ihm ia die Vernunft dazu gegeben, daß er durch sie die Sinnlichkeit in Schranken halten, und sie nur mit menschlichem Anstande befridigen sollte.

Wer denkt nicht, wenn von der ersteren Art des unnatürlichen Bösen die Rede ist, sogleich an den Selbstmord? Ist dieser nicht gegen den allerersten Naturtrieb, gegen den Trieb nach Dasein und Fortdauer, der der ganzen Welt der lebendigen Wesen gegeben ward, und der das Selbsterhaltungssistem in ihr allgemein aufrichtete — ein Sistem, das in ihr auch so befolgt wird, daß man kein Beispiel davon hat, daß ein Thier dagegen handelte? Wie traurig doch also, wenn der Mensch der Einzige wird, der es verwirft, und Selbstmord ausübt! Wie noch dreimal trauriger aber, wenn es Fälle gäbe, in welchen der Mensch ihn — die erste aller Unthaten — auszuüben und zu ver=

richten sich gezwungen glaubte, sich gezwungen fühlte!... Wer denkt nicht ferner bald an die elterliche Grausamkeit, mit der ein Vater sich als Vater verleugnen, und eine Mutter auf Mutterverleugnung durch Gebrauch aller möglichen Mittel — von Abtreibung des Embrio an, bis zur Aussetzung des gebornen Kindes — ausgehen kann? Ist so etwas nicht auch gegen einen der ersten Naturtriebe, gegen den Trieb der Liebe zu seinen Erzeugten, der ebenfals weit und breit über die thierische Welt ausgegossen ward, und in ihr sichtbar ist? Wie iammert das Vogelpaar, wenn ihm seine Jungen geraubt werden! Wie wüten Löwe und Löwin, wenn sie einen solchen Raub blos befürchten! Also auch wieder der Mensch allein, der das häslichste Gegentheil hiervon thun, und seine Kinder wegwerfen kann? Er berufe sich doch ia nicht auf einzelne Thierarten, die sogar ihre Jungen frässen; diese wissen ia nicht, wie er, was sie thun... Wer denkt nicht endlich auch bald an die grenzenlose Härte, mit der man oft Unglückliche noch unglücklicher zu machen pflegt? Ist dis nicht ebenfals gegen einen der ersten Triebe, der der Menschennatur wenigstens mitgegeben, und durch den sie so herrlich ausgezeichnet

ward — gegen den Mitleidstrieb? In der That ward dieser Trieb dem Menschen mitgegeben. In sein Herz ward er nicht nur gepflanzt, auch in sein Nervensistem ward er eingewebt, ia, seinen Gedärmen ward er sogar einverleibt, wie es die Griechen in ihrer Sprache sehr schön ausdrücken. Selbst einige Hausthiere bezeigen Mitleid mit leidenden Menschen; wie weit steht der Mensch also hinter ihnen zurück, wenn er nicht mit Leidenden, die seines Geschlechts sind, leidet! wie unendlichweit, wenn er solche Leidende gar zu noch grösseren Leidenden machen kann! Dann gleicht er den reissenden Thieren, die den Wanderer, der ermüdet auf der Landstrasse liegt, zerfleischen.

Wer denkt nicht, wenn von der letzteren Art des unnatürlichen Bösen die Rede ist, sogleich an die Unzucht? Die Natur gab den Begattungstrieb, und er ist an sich unschuldig, wenn er nach ihren Vorschriften befridigt wird; denn auf ihm beruhet die Fortpflanzung der Welt der Lebendigen. Ihre Vorschriften gehen aber für den Menschen, als das Vernunftwesen unter den lebenden Wesen, dahin, daß er mässig befridigt, und nur am andern Geschlechte seinesgleichen befridigt werde. Wer ihn also an sich selbst, oder an Personen

seines eignen Geschlechts, oder gar an Thieren, befridigt — welch ein Abschaum von Menschen ist er! Wer ihn aber auch nur übermässig an Personen des andern Geschlechts von seinesgleichen befridigt, der handelt schon widernatürlich; denn die Natur verband das Wohlbefinden bei der Befridigung blos damit, um die Fortpflanzung zu vergewissern; er aber sieht es für den Zweck an, und zerstört dadurch den wahren Zweck der Natur... Wer denkt nicht ferner bald an die Rache? Die Natur gab den Trieb der Selbstvertheidigung, nnd muste ihn geben, weil sie den Trieb der Selbsterhaltung gegeben hatte; denn er ist eine blosse Anwendung des letzteren auf Fälle, in denen man angefallen wird. Wehre dich in solchen Fällen — so lautet allerdings ihre Stimme. Wozu aber sich wehren über die Gebür? wozu die erlaubte Nothwehr verwandeln in fürchterliche Rache, durch die man weit schlechter handelt, als der Anfallende, der vielleicht ohne Ueberlegung anfiel, oder dem doch der Anfall bald wieder leid ward?... Wer denkt nicht endlich auch bald an die Habsucht? Die Natur gab allen lebendigen Wesen, die für ihre Zukunft zu sorgen haben, auch den Trieb, für sie zu sorgen; folglich vorzüglich

dem Menschen. Wenn nun aber der Mensch für seine Zukunft so sorgt, als wenn er ewig hier zu leben hätte, so übertritt er die Vorschrift der Natur, welche ihm ein nur überhingehendes Dasein hier versprach. Wenn er vollends seinen auf solche Weise blos blinden Habetrieb auf Kosten Anderer, und durch Ausübung aller möglichen Unbilligkeiten und Ungerechtigkeiten zu sättigen sucht, so wird er zu einem der ärgsten Sünder gegen die Natur, die ausdrücklich will, daß auch Seinesgleichen neben ihm nicht nur bestehen, sondern auch wohl bestehen sollen, und die ihn deshalb mit Vernunft und Gewissen ausstattete, damit er dis einsehen und fühlen sollte.

Eine andere Art von Bösem, das den Menschen aufs höchste entehrt, ist das unersetzliche Böse. Wodurch kann er, wenn er einmal durch Thun des Bösen seine sittliche Würde aufs Spiel gesetzt hat, sie wieder retten, als durch Wiedergutmachen des gethanen Bösen — durch Ersatz? Wenn er also unersetzliches Böses thut — wie da? Und wie dann vollends, wenn er, als er es that, sehr wohl wuste, daß es von unersetzlicher Art sei? Er wollte also auf sich laden, oder lud wenigstens eine Schuld auf sich, die er nie

wieder abtragen kann. Ach, wie entehrend, wie entehrend solch Böses für ihn!

Hier denkt gewis Jeder gleich an Mord. An sich schon ist Mord etwas Entsetzliches, da der Mensch, den die Natur zur Humanität stimmt, auf das weiteste sich von ihm entfernt halten sollte; noch entsetzlicher aber wird er dadurch, daß er nie wieder vergütet werden kann. Vermag der Mörder seinem Gemordeten das Leben wieder zu verschaffen? Er vermag's auch dadurch nicht, wenn er nach vollbrachtem Morde sich selbst das Leben nähme. Ja, gesetzt auch, daß er nachher Andere, die in der grössesten Lebensgefar sind, lebenrettete, so ist dis doch nicht Ersatz dem Ermordeten, der dabei immer Ermordeter bleibt... Auch denkt hier gewis Jeder bald an Ehrenraub, der Geld- und Güterraub weit überwiegt. Der Geld- und Gutsräuber kann erstatten; kann aber auch der Ehrenräuber erstatten, und die geraubte Ehre wiedergeben? Wie will er die Wiedererstattung möglich machen, wenn er auch noch so geneigt zu ihr wäre? Die tausendzüngige Fama hat seine Verleumdung schon so weit verbreitet, daß er gar nicht übersehen kann, wie weit sie gediehen sei, um seinen Widerruf bis dahin ertönen zu lassen. Wü-

ſte er aber auch wirklich ihre Extenſion, und extendirte er ſeinen Widerruf ihr gemäs, wie könnte er ſich Hofnung machen, daß dem Widerrufe mehr Glaube, oder auch nur ſo viel Glaube, gegeben werden werde, als der vorangegangenen Verleumdung? Der Verleumder kann ſicher auf groſſen Beifall rechnen, der Widerrufer aber nur auf kleinen; denn der nicht nur ſogenannte, ſondern auch eigentliche Tros der Menſchen glaubt lieber das Schlechte Anderer, hört es lieber, und iſt ſehr ungeneigt, den Widerruf davon anzuhören und anzunehmen, weis auch bald dem Widerrufer zu ſagen — gewis biſt du nun beſtochen, unbeſtochen ſpricht man nur Wahrheit . . . Auch denkt endlich gewis hier ieder bald an Verführung. Wie leicht iſts oft, Andere zu ſeinem eigenen Böſen zu verleiten! wie ſchwer aber, ſie, wenn man auch ſelbſt davon zurückkehrt, zur Zurückkehr davon zu bewegen! Auf die erſte böſe Stimme hörten ſie; auf die zweite gute hören ſie nicht. Wer vollends noch ganz unſchuldige, noch unverſtändige Seelen — Kinder — verführt, der mus ſein Böſes ſchlechterdings ganz und gar unerſetzlich finden. Er hat ihnen das Böſe ſo gelehrt, daß ſie dabei erwuchſen; es wuchs alſo gleichſam in ſie

ein, und ward ihnen zur Gewohnheit, zu so einer Gewohnheit, die die Stärke der Natur erhielt. Thue er nachher, was er will; er rottet es nicht wieder aus ihnen aus. Kommt dann aber nicht jedes Böse, das sie lebenslang von der Art thun, noch auf seine Rechnung?

Noch eine Art von Bösem, das den Menschen aufs höchste entehrt, ist das unabzugewöhnende Böse. Wer sich freiwillig unter irgend ein Joch begibt, das er nicht wieder abwerfen kann, wie er will, der hat schon wenig Ehrgefühl mehr; wer sich aber unter das Joch des Bösen begibt, das am schwersten wieder abzuwerfen ist, in dem ist alles Ehrgefühl erstorben. Er will also lebenslang ein Sünder bleiben — welch ein mit ewiger Schande ihn bedeckender Vorsatz!

Im Grunde gehören hieher alle übertriebene, unersättliche Begierden; schwerlich wird ein Mensch, der ihnen fröhnt, von der Frohne eher wieder ablassen, als bis ihm ihre Fortsetzung phisisch unmöglich gemacht wird... Wem fällt aber nicht vorzüglich hier gleich jenes höllische Böse — Selbstbefleckung — ein? Mit Recht wird sie ein höllisches Böses genannt; denn sie zerstört die körperlichen und geistigen Kräfte zugleich — zer-

stört also den ganzen Menschen. Wehe den jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche sie treiben! Wie? was sagte ich? beiderlei Geschlechts? Ja, mit Recht sprach ich so, und, wer unsere kleinen Dirnen nur halb so kennt, wie unsere Knaben, der wird mir auch Recht geben. Ich freue mich daher, daß in unsern Zeiten mancher biderer Deutsche auftrat, der die Eltern auf solch Höllenwesen ihrer heranwachsenden Töchter aufmerksam machte. Die Eltern können oft nicht begreifen, was für eine Bewandnis es mit dem Siech- und Blaswerden ihrer iungen Dirnen habe; der herbeigerufene Arzt sieht freilich bald durch, scheuet sich aber, die Wahrheit zu sagen — wie gut doch also, wenn Schriftsteller sie wenigstens im Allgemeinen sagen! Noch einmal — wehe allen iungen Leuten, die Selbstbeflekkung treiben — wehe ihnen besonders darum, weil sie von ihrem höllischen Bösen nicht wieder ablassen werden! Wer soll's ihnen wieder abgewöhnen? Sie sich selbst? Dis macht die Sinnlichkeit unmöglich. Ihre Eltern und Erzieher? Können denn diese unaufhörlich bei ihnen sein? wollen sie nicht auch schlafen? Hiermit ist in wenigen Worten warlich Alles gesagt. (Was kann nicht von iungen

Leuten, die das Höllenwesen lieben, im Bette geschehen? Was kann nicht sogar auf dem Abtritte geschehen?) Der Ehestand wird es ihnen freilich einst abgewöhnen, aber — zu spät, und — welch einen Ehestand wird es für so früh schon entkräftete und entnervte Menschen geben?!?! Man gehe in den Häusern umher; so wird man Belege für die Wahrheit dieser Behauptung in Menge finden. Besonders wird man sie in den Häusern der Vornehmeren finden, wo durch Luxus im Leben und Geniessen der Geschlechtstrieb früher erwacht, als in den Hütten der Nidrigeren ... Wem fällt hier nicht ferner auch bald die Völlerei ein? Daß sie, da sie zu aller vollkommenen Geschäftsbetreibung untüchtig macht, grosses Böses sei, liegt gleich am Tage. Ebenso gehört sie aber auch zu dem Bösen, das man sich nicht wieder abgewöhnen mag, weil auf das Wiederabgewöhnen ein baldiger Tod erfolgen würde. Man mus sie also fortsetzen, um wenigstens nur noch so lange zu leben, als möglich ... Wem fällt endlich nicht auch hier das Lügen ein? Der Lügner von Profession kann das Lügen nicht lassen. Er lügt fast so oft, als er den Mund aufthut. Er weis endlich nicht mehr, daß er lüge, und glaubt seiner

eigenen Lüge — aber auch er nur einzig und allein.

Ich rekapitulire, was ich heute gedacht habe. Je unnatürlicher, ie unersetzlicher, ie unabzugewöhnender Böses ist, desto mehr entehrt es den Menschen. Welch Böses mus ihn nun wohl auf das aller = allerhöchste entehren? Solch Böses, das unnatürlich, unersetzlich, unabzugewöhnend zugleich ist... Hier komme ich noch einmal auf die Selbstbefleckung; sie ist dergleichen Böses. Stände ich in diesem Augenblick so vor vielen iungen Leuten beiderlei Geschlechts, wie ich einsam in meiner Laube sitze, so würde ich, wie iener grosse Mensch, ausrufen — wer Ohren hat, zu hören, der höre!

Vier und achtzigste Stunde.

Nützliche Trennungen auf einige Zeit.

Wenn Freunde, die von einander weitentfernt leben, sich einen Besuch von vier Wochen machen, so kehren sie gewis mit der Erfarung wieder nach Hause zurück, daß es besser für sie gewesen wäre, wenn sie diese vier Wochen so hätten eintheilen können, daß sie wöchentlich einen Tag davon beisammen verlebt hätten. Weit mehr würden sie dann einander genossen haben, als so, da durch das zu lange anhaltende Beisammensein in der That oft eine Art von Genusleere für sie entstand. Dis führt mich auf die Frage, ob nicht selbst für diejenigen, welche einander ganz nahe sind, wenn sie sich auch noch so herzlich lieben, Trennungen auf einige Zeit zuweilen sehr heilsam sein sollten, und ich glaube solches behaupten zu können.

Alle Freuden, von welcher Art sie auch sein mögen, verliehren von ihrem Werthe, wenn man

sie immer haben kann. Nimm die Freuden der Natur; warum eilt man im Frühling so innig, sie zu geniessen? Darum, weil sie den Winter über versagt waren. Nimm die Freuden der Weltgesellschaften; ist nicht der am empfänglichsten für sie, bei dem sie nicht zur Tagsordnung gehören? Sollt's nun auch wohl anders sein mit den Freuden der Freundschaft und der Liebe? Es ist ia dasselbe menschliche Herz, welches sie geniesst; so erzeugen sie dadurch, wenn man sie immer hat, ebenfals eine Art von Gleichgültigkeit gegen sich, der nur damit wieder abgeholfen werden kann, daß man sie zuweilen auf einige Zeit nicht habe. Auf die Kraft der Harmonie und Simpathie möge doch hier ia nicht gepocht werden; auch sie verlangt ihre Stärkungen, und erhält sie nicht gewisser und glücklicher, als durch einstweilige Trennungen.

Wenn die, welche nahe verbunden leben, und sich herzlich lieben, einander zuweilen nicht haben, dann fühlen sie erst recht, wie viel sie einander sind. Was ihnen alsdann an Glückseligkeit und Zufridenheit abgeht, das ists ia offenbar, was sie sonst einander zu verdanken haben. Die Empfindung dieses Abgangs, den sie nun spüren, ket-

tet sie gleichsam aufs neue und noch fester zusammen. Nie würde dis geschehen sein, wenn sie immer beisammen geblieben wären. Sie versuchen wohl Annäherungen an andere ihrer Zuneigung würdige Personen, und finden dergleichen auch — denn es gibt immer noch gute, angenehme und liebenswürdige Menschen genug — sie finden aber doch auch zugleich, daß ihnen solche das nicht sind, was ihnen die eigentlichen Ihrigen sind. So steigt in solchen Getrennten Freude darüber auf, daß die Trennung wieder ein Ende haben werde, und sie fangen an, sich nach einander zu sehnen. Nun wird der Nutzen des einstweiligen Getrenntseins noch grösser. Wie herzlich werden sie bei der Wiedervereinigung einander in die Arme sinken, und dann noch trauter beisammen sein, als ehemals.

Während der Trennung wird ihnen auch gewis Manches in ihrem Benehmen gegen einander wichtiger, als wenn sie beisammen sind. Sie haben ihre menschlichen Schwächen; so wird ihnen, da sie einander vermissen, das Herz oft bei der Nachfrage stärker klopfen, ob sie auch seither ihre eigenen Schwächen dem Andern nicht zu lästig gemacht, und die Schwächen des Andern mit gehö-

riger Schonung geduldet haben. Es ist dis fast so, wie es einst sein wird, wenn der Eine von ihnen den Andern begräbt. Ach da, da wird diese Nachfrage mit höchster Zärtlichkeit geschehen. Bei der blos einstweiligen Trennung ist nun der grosse Vortheil, daß man seine Verschuldungen der Art gegen einander noch wieder gutmachen kann, und so wird man auch die ernstlichsten und herzlichsten Vorsätze hierzu fassen. Vielleicht ist dis oft der grössește Nutzen, welchen solche Trennungen stiften. So entschlossen, nimmt man sich dann beim Wiederbeisammensein mehr zusammen, seine Temperaments- und Gewohnheitsfehler dem Andern leidlicher zu machen, und die Temperaments- und Gewohnheitsfehler des Andern leidlicher zu finden.

Oft schaft dergleichen Trennungen auf einige Zeit unter Menschen, die nahe verbunden sind, und sich auch herzlich lieben, schon ihr Beruf und Stand, ihr Geschäftswesen, oder auch wohl ein blosser Zufall. Geschieht dis, so sollen sie nicht mismüthig darüber werden; wenn sie nur die Trennungszeit für einander wohl benutzen, so wird ihnen die Wiedervereinigung allemal neuen erhöheten Genus von einander bewirken. Wir leben ia auch nicht für Freundschaft und Liebe allein, sondern auch für

die Welt, für das gemeine Wesen, für das Vaterland, und für unsern gesamten Pflichtenkreis. So mus man sich also trennen können, wenn man einander auch noch so innig lieb hat, so bald und so oft es von diesen Seiten her gefordert wird. Wer war denn auch wohl nicht schon oft dabei, wenn in Geschäften ausgereisete Männer, Väter, Brüder und Freunde zurückkehrten, und muste nicht in den allgemeinen Jubel einstimmen, den er hörte?

Gibt es keine solche nothwendige und unvermeidliche Trennungen, wie ich sie iezt mir dachte, so halte man es mit den freiwilligen! Allerdings aber müssen diese nicht zu oft geschehen, noch weniger zu lange dauern. Wer ohne Noth gern immer unterwegs sein möchte, der sage ia nicht, daß er Menschen habe, die er herzlich liebt; wie könnte er denn, wenn dis wäre, lieber mehr von ihnen, als bei ihnen, sein wollen? Wer freiwillig zu lange sich trennt, der spiegle uns nicht vor, daß er der möglichen Gleichgültigkeit gegen die Gegenstände seines Herzens vorzubeugen suche; er ist schon so gleichgültig gegen sie, daß ihnen an irgend einer Wiedervereinigung mit ihm kaum noch etwas gelegen sein möchte. Er zeigt ihnen ia, daß er recht darauf ausgehe, sie ganz zu verges-

sen; sollte es ihnen schwer werden, auch ihn zu vergessen?

Wollte man aber iede freiwillige Trennung dadurch tadeln, daß man spräche, das Leben sei für Freundschaft und Liebe ohnehin schon kurz genug, so, daß man es nicht durch Zersplitterung der Zeit noch mehr für sie verkleinern müsse, und daß man das Trennungswesen überhaupt doch lieber dem Tode überlassen möchte, der nicht anstehen werde, sich gar ernstlich damit zu befassen — so ist ia das Erstere schon dadurch beantwortet, daß durch Trennungen auf einige Zeit für die Pflege und für den Genus der sanftesten Triebe unseres Herzens nichts verlohren geht, sondern vielmehr gewonnen wird. Wenn ich so etwas höre, kommts mir ebenso vor, als wenn Jemand sprechen wollte, das Leben sei für Arbeit und Kraftgebrauch so schon kurz genug, als daß man es durch Zersplitterung der Zeit — worunter dann die einstweiligen Ruhegenüsse verstanden werden sollen — noch besonders dafür zu verkürzen nöthig habe. Man arbeite doch einmal immer fort, ohne sich die Ruhe zu gewähren; was wird man leisten? Nun ebenso — man geniesse doch einmal immer fort; was wird man geniessen? Es ist mit den Genusskräf-

ten, wie mit den Arbeitskräften; sie werden insgesamt erschöpft, und iene werden nur durch einstweilige Abbrechung des Genusses, wie diese durch einstweilige Abbrechung der Arbeit, also beide durch Ablassen von ihrer Anstrengung auf einige Zeit, wieder hergestellt. Ist es in dieser Hinsicht mit den feineren Genuskräften auch nicht ganz so, wie mit den gröberen, so machen sie doch durchaus keine wirkliche Ausnahme davon aus, sondern es geht am Ende den Genüssen der Freundschaft und Liebe, wie es den grobsinnlichsten Genüssen geht; nur einstweiliges Fasten erhöhet sie wieder, und solch Fasten besteht in Betracht ihrer eben in zuweiligen Trennungen derer, welche sie an einander schöpfen, auf einige Zeit.

Was aber das Letztere in dem erwähnten Tadel freiwilliger überhingehender Trennungen, oder die Meinung, daß man das Trennungswesen überhaupt doch lieber dem Tode überlassen möchte, der es zu seiner Zeit gar ernstlich betreiben werde, anbetrift, so gebe ich gern diesen Ernst des Todes dabei zu, leugne aber, daß wir es ihm deswegen ganz zu überlassen hätten. Behaupten mus ich vielmehr, daß der Ernst, mit dem er es einst betreiben wird, uns ernstlich darauf bedacht machen

müsse, ihm zuvorzukommen, und es vorher schon zu Zeiten zu betreiben. Mus uns, die wir einander herzlich lieben, nicht daran liegen, zu wissen, wie, wenn er die Totaltrennung macht, dem hinterbleibenden Theile zu Muthe sein werde? Dis können wir aber nur durch Trennungen auf einige Zeit, ehe seine Trennungsstunde schlägt, erfaren. Wenn wir dann da fühlen, wie viel uns schon fehle, daß wir einander nicht haben, da wir doch einander bald wieder haben können und werden, wie werden wir in voraus empfinden, wie unendlichviel uns fehlen werde, wenn wir einst den lieben von uns Geschiedenen blos im Geiste nachsehen können, ohne seine Zurückkehr zu uns erwarten zu dürfen! Dis wird auf der einen Seite den Nutzen für uns haben, daß wir uns, wenn wir der hinterbleibende Theil bei der Totaltrennung werden sollten, auf sie vorbereiten; auf der andern Seite aber wird es auch bewirken, daß wir es immer herzlicher mit einander meinen, damit der, den bei der Totaltrennung das Loos des Hinterbleibens trift, dem Abgeschiedenen ruhig nachsehen könne, ob er gleich seine Zurückkehr nicht erwarten darf.

Wenn man so, wie ich heute, über das Nützliche der Trennungen auf einige Zeit nachgedacht hat, und dabei ein Gläubiger an menschliche Fortdauer über das Grab hinaus ist, so mus man auf die Frage gerathen, ob nicht am Ende auch die Totaltrennung, welche der Tod anrichtet, für die, die sich liebten, von Nutzen sein werde. Da ich ein solcher Gläubiger bin, so beiahe ich auch diese Frage. Mag nun nehmlich immerhin von einer totalen Trennung gesprochen werden, so ist sie's doch nur für diese Welt; folglich ist sie auch nur eine Trennung auf eine gewisse Zeit. Sie besagt nun blos, daß die Abgeschiedenen nie, nie zu ihren Hinterbleibenden zurückkehren können, und — dis mag sie! kommen doch die Hinterbleibenden ihren Abgeschidenen ebenfals durch den Tod, der sie trennte, nach. Während der einstweiligen Totaltrennung — die oft weit kürzer wird, als man denkt — werden die Hinterbliebenen tief, iämmerlichtief fühlen, was sie an den Abgeschidenen gehabt, und sich nach Wiederbeisammensein mit ihnen zärtlichst sehnen, sich aber dann auch durch diese Sehnsucht darnach im Glauben daran stärken. Die Abgeschidenen, welche schon im wirklichen Besitze der gehoften Fortdauer über das Grab hinaus sind,

werden, wenn sie auch noch so viel neue Freunde und Lieben schon gefunden, doch ebenfals diese Sehnsucht empfinden, und an den neuen himmlischen Freundschaften ebenso nicht genug haben, wie die Hinterbliebenen an neuen irdischen Freundschaften. Und — welch eine Wiedervereinigung wirds dann in der Oberwelt für beide Theile geben! Die Momente derselben werden ihnen Seligkeitsgenus gewähren, den sie an einander noch nie hatten, und auch nie wieder haben werden. Ihr fortdauerndes Wiederbeisammensein wird das allerherzlichste sein; denn der Tod hat sie nun von dem hohen Werthe, welchen sie für einander haben, ganz belehrt. Ich bin hiervon so lebendig überzeugt, daß ich fest glaube, daß die, welche sich hier innig liebten, dort sogar besonders Gott auch dafür preisen werden, daß er sie durch den Tod einst trennte. Gehört denn dis nicht auch in der That schon zu der Sprache iener Welt — Er hat Alles wohl gemacht —?

Fünf und achtzigste Stunde.

Etwas Allerchristlichstes.

Man würde in der That sehr irren, wenn man als Christ das äuserliche christliche Bekentnis für eine Kleinigkeit hielte. Der Stifter des Christenthums selbst hat es ia häufig und ausdrücklich genug verlangt, und zwar mit Recht. Was man doch einmal sein will, das mus man auch öffentlich scheinen zu sein. Ja, es kann sogar Zeiten geben, wo das öffentliche Scheinen von der grösseſten Wichtigkeit wird. Dergleichen Zeiten gab es für die erste christliche Kirche, da Jeder gleich Geld und Gut, Haus und Hof verlohr, wenn er sich zum Christenthum bekannte. Da entschied doch wohl die Selbstaufopferung, welche Jemand leistete, für seine Aufrichtigkeit gegen das Christenthum? Vielleicht ist in den neuesten Zeiten der Kirche das äuserliche Bekentnis von gleicher Wichtigkeit, nur auf eine andere Weise.

Man neigt sich nehmlich immer mehr zum Unglauben und zur Unsittlichkeit hin; was kann also willkommener sein, als — Herabsetzung des Christenthums, das so sehr auf Glauben und auf Sittlichkeit dringt? In der That gehts daher an vielen grossen Orten schon so weit, daß es zum vornehmen Tone gehört, über das Christenthum zu spotten, oder daß man doch lächerlich zu werden befürchtet, wenn man sich öffentlich zu ihm bekennt. Wie viel, oder wie wenig, die neuesten Philosophen hierzu beigetragen haben mögen, will ich nicht bestimmen; von aller Schuld daran mögen sie sich aber ia nicht frei sprechen. Wer sich also iezt über die Furcht wegsezt, durch sein äuserliches Bekentnis zum Christenthum, oder dadurch, daß er öffentlich Jesum seinen Herrn und Meister nennt, lächerlich zu werden, der bezeugt auch seine Aufrichtigkeit gegen das Christenthum. Ergrimmen aber möchte ich darüber, wenn man glaubt, es sei iezt schwerer, sich über die Furcht wegzusezen, seines Christenglaubens wegen lächerlich zu werden, als es ehemals war, sich über die Furcht, Habe und Gut, Haus und Hof seintwegen zu verliehren, wegzusezen. Diese Furcht war ia gegründet, und man verlohr wirklich Geld und

Gut, Haus und Hof, sobald man sich für einen Christen freimüthig erklärte; denn die Antagonisten des Christenthums hatten die Gewalt dazu in den Händen. Ist denn aber iene Furcht ebenso gegründet? Wird man wirklich dadurch lächerlich, wenn man sich troz aller Spötterei, die über das Christenthum getrieben wird, doch öffentlich zu ihm bekennt? Geht es denn nicht aus unserer eigenen Seele hervor, sobald wir nur einigermassen gebildete Menschen sind? Wie braucht man sich also einer Religion zu schämen, die so herrlich vor den Richterstühlen der Vernunft und des Gewissens besteht?

Bei aller der grossen Wichtigkeit aber, welche das äuserliche christliche Bekentnis zu gewissen Zeiten haben kann, bleibt es doch auch wahr, daß es nie an selbigem genug sei, um für einen Christen gelten zu können. Auch dis hat der Stifter des Christenthums selbst häufig und ausdrücklich genug gesagt, und zwar ebenfals mit Recht. Es kann ia schon Zeiten geben, wo es nicht nur nicht schadet, sondern sogar viel einbringt, wenn man sich für einen Christen erklärt; wie, und diese blosse Erklärung sollte hinlänglich seyn? Aber auch die Rücksicht hierauf bei Seite gesetzt — ists nicht

die Hauptsache, daß man, wenn man sich zum Christenglauben öffentlich bekennt, ihm auch wirklich zugethan sei, und ihn vor sich selbst bekenne? Kommt nicht vorzüglich, wenn man Jesum seinen Herrn und Meister nennt, Alles darauf an, daß man sich als Gläubiger an ihn auch blos und einzig und allein an ihn selbst halte? Dis ist das einzigwahre Bekentnis davon, daß man seine Herr- und Meisterschaft anerkenne.

Es ist also nicht recht, wenn man seinen Christenglauben aus irgend einem andern Glaubensbuche, es habe einen Nahmen, welchen es wolle, schöpft, als — aus dem Evangelienbuche, worin der Herr und Meister selbst spricht. Es ist nicht recht, wenn man sich an Kirchenväter und Kirchenversammlungen, an Päbste, an Luthern, oder an Kalvin, hält. Wird nicht offenbar der Meister dadurch verleugnet? Sogar in Ansehung der ersten Nachlehrer des Meisters, der Apostel des Christenthums, gilt dieser Grundsatz. Sie selbst, diese Edlen, maßten sich keineswegs das Meisteransehen an; vielmehr nannten sie sich ausdrücklich, wie der Meister und Herr ihnen geboten hatte, blos seine Knechte. Man mag dis nun deuten nach dem damaligen, oder nach dem gegenwärti-

gen Sprachgebrauche — nach dem damaligen besagt es noch weit Mehr — genug, sie nannten sich selbst so, und so mus es auch dabei bleiben, und man mus sich nicht mehr halten an die Knechte, als an den Herrn; denn der Herr ist grösser, als sie.

Dennoch geschah es sehr frühzeitig in der Kirche, daß man nicht bei der Rede des Meisters blieb, wie er doch so sehr eingeschärft hatte, und geschah nachher noch immer mehr und mehr, hatte aber auch die übelsten Folgen für das Christenthum.

Die eine davon war, daß Lehrmeinungen in das Christenthum kamen, an die der weise Stifter desselben gar nicht gedacht hatte. Nimmermehr würden die Apostel geglaubt haben, daß sie selbst auf die unschuldigste Weise dazu beitrügen. Wenn sie es nehmlich mit Judenchristen zu thun hatten, die sich noch gar nicht von ihrer alten Kirchenverfassung trennen konnten, so schlugen sie den Weg ein, daß sie sie Alles, was sie durch Verlassung des Judenthums verlohren zu haben meinten, im Christenthum wiederfinden, und noch vollkommener wiederfinden liessen. Sie richteten sich also nach ihrer Denkweise, sprachen mit ihnen in ihrer Sprache, und trugen ihnen die neuen christlichen

Sachen unter alten jüdischen Bildern vor. Wunderschön klingt das eigene Geständnis des Paulus hierüber, wenn er sagt, er wäre den Juden ein Jude geworden, um die Juden zu gewinnen. Eben dieses wunderschöne Selbstgeständnis hätte dann aber auch der späteren christlichen Kirche immer vor Augen schweben sollen, und man hätte aus jüdischen Bildern, unter welchen die Apostel christliche Sachen blos vortrugen, nicht christliche Sachen selbst machen sollen; welches aber leider geschehen ist, und häufig noch geschieht. Man hätte denken sollen — wir sind keine Juden gewesen, und haben also nicht einmal jüdische Bilder nöthig, um uns christliche Sachen unter ihnen vorzustellen. So ward aber nicht gedacht; sondern man blieb beim Buchstaben stehen, und vergas darüber den Geist des Buchstabens. Die Lehre vom Versöhnungstode Jesu kann hierüber als Beleg aller Belege dienen. Jesus starb am Kreutze, um seine Lehre in die Welt einzuführen, welche die Menschen heiligen, und durch Heiligung mit Gott versöhnen, d. h. wiedervereinigen sollte. Nun waren die Juden gewöhnt, sich ihre Wiedervereinigung mit Gott nicht anders, als durch ein Sühnopfer, als möglich vorzustellen;

so stellten dann auch die Apostel, wenn sie es mit Judenchristen zu thun hatten, den Kreutzestod Jesu als ein solches Sühnopfer, und zwar als das letzte aller Sühnopfer, hin. Jesus selbst aber — o daß dis doch recht beherzigt werden möchte! — hat seinen Tod nie so hingestellt. Er hatte blos davon gesprochen, daß er für seine Freunde sterbe, für seine Schafe als ein guter Hirt sein Leben lasse, sich hingebe zur Erlösung (von dem dürftigen und doch drückenden iüdischen Gottesdienste) für Viele, und sein Blut vergiesse zur Vergebung der Sünden, oder zur Wegschaffung der Sünde aus der Welt durch seine heiligende Lehre, auf welche er am Kreutze starb. — — Geht man nun vollends ausser der Apostelgeschichte noch die Geschichte der Kirchenväter und der Kirchenversammlungen durch, so findet man eine durch sie in das Christenthum gekommene Lehrmeinung über die andere, an die Jesus nicht nur nie gedacht hatte, sondern die auch sogar seiner eigenen Rede widerspricht. Nur zwei Belege hierüber in aller Kürze! Wie erklärte er sich über sich selbst, und wie erklärte sich Athanasius über ihn? Wie erklärte er sich über die Kinderwelt, und wie erklärte sich Augustinus über sie?

Eine andere Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meisters blieb, war, daß die einfache Christusreligion in eine gelehrte Religion verwandelt ward. Dis zeigte sich ebenfals schon früh, und mit der Zeit immer mehr und mehr. Es verdient gelesen zu werden, was schon Paulus deshalb an den Timotheus schrieb. Was würde dieser Mann, der, ob er gleich selbst ein Gelehrter — in dem Verstande wenigstens, wie man es unter seiner Nation sein konnte — war, zu seiner Zeit bereits gegen die gelehrten Queerköpfe eiferte, welche es mit Fragen und Wortstreitigkeiten hielten, und die Religion in ein Gewerbe verwandelten — — was würde er dazu sagen, wenn er ein sogenanntes theologisches Sistem späterer Jahrhunderte zu lesen bekäme? ... Man müste, wenn man auch kein Christ wäre, der ursprünglichen Christusreligion die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr an natürlicher Einfachheit, an Einfalt — dieses Wort in dem alleredelsten Verstande genommen — keine andere Religion gleich sei; wie ists dieser Christusreligion aber ergangen? Alle philosophische Schulen — von der platonischen an bis zur scholastischen — haben ihren Unfug an ihr getrieben. Die Reformation, welche Luther

und Kalvin bewirkten, hat allerdings Viel in dieser Hinsicht geleistet, aber — bei weitem nicht Genug. Auch die Protestanten sind noch nicht rein; auch iedes ihrer Glaubensbücher und ieder ihrer Katechismen hat neben dem reinen Christusgolde noch immer philosophische Schlacken. Wozu aber dis? Wozu die Menge von Subtilitäten und Grübeleien, und die Menge von Fragen, auf die dreierlei Antworten gegeben werden können? Doch nur dazu, um den christlichen Unterricht zu erschweren! Der reine Christusglaube kann in fünf Minuten gelehrt und gelernt werden; der gelehrte christliche Glaube aber, der Glaube nach dem theologischen Sistem, erfordert Jahr und Tag, und — am Ende hat man bei ihm doch nicht Mehr, als bei ienem Glauben, der in fünf Minuten erlernt werden kann.

Noch eine andere Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meisters blieb, war, daß die Christen sich trennten, und in verschidene Sekten zertheilten. Dis konnte nicht anders kommen; es muste so kommen — sobald man nicht bei der Weisung, die selbst von hoher Hand gegeben worden war — „Einer ist euer Meister" — blieb. So aber traten Nachmeister auf, die sich auf die Sa-

che des Himmelreichs noch besser zu verstehen meinten, und der Haufe, welchen sie für sich zu gewinnen wusten, hielt's nun mit ihnen, wie mit dem Meister. Hätten die hierdurch entstandenen christlichen Sekten einander nur friedlich geduldet, so möchte es noch hingegangen sein; aber — der Sektengeist erzeugte auch Sektenhas, und sie verfolgten einander. Es gibt in dieser Hinsicht keine unseligere Geschichte, als die christliche Kirchengeschichte; doch — die Decke der Vergessenheit werde über sie ausgebreitet! Bei allen Traurigkeiten, welche die ietzigen Tage für die christliche Menschheit weit und breit haben, haben sie doch auch das herzerhebende Gute, daß — die verschidenen christlichen Religionspartheien duldsamer gegen einander sind. „Wenn's nur wahr ist" — pflegt zwar einer meiner Freunde zu sprechen, so oft man ihm etwas gutes Neues berichtet; an das gute Neue aber, welches ich ietzt erwähnte, glaube ich doch. „Die Christen sind arm gemacht worden — sprach auch unlängst Jemand zu mir — daher ihre Sektentoleranz gegen einander, wie ihr Ablassen von Prozessucht; machet sie wieder reich — Gut gibt Muth — so führen sie ihren religiösen Prozes, wie ihre civilen Prozesse,

gegen einander mit dem vormaligen Eifer wieder"
— der Zeitgeist aber lispelte mir zu, daß ich auch
hierauf nicht hören solle.

Noch eine Folge davon, daß man nicht bei der Rede des Meisters blieb, war endlich, daß das Christenthum verächtlich ward. Nimmermehr würde man dem Christusglauben, der, wie gesagt, vor den Richterstühlen der Vernunft und des Gewissens so herrlich besteht, seine Hochachtung haben versagen, oder aufsagen, können, wenn er ächt geblieben wäre; so aber, da er durch so viele menschliche und vor den Richterstühlen der Vernunft und des Gewissens ganz unverantwortliche Modifikationen und Zusätze verfälscht ward, muste er um seine Achtung kommen. Was betreffen denn die Spöttereien aller seiner alten und neuen Widersacher? Ihn selbst warlich nicht, sondern die eigenmächtigen Auslegungen von ihm und Hinzuthuungen zu ihm. Der einzige Weg, ihm seine Ehre und Würde wieder zu verschaffen, ist der, daß man immer mehr und mehr zum christlichen Urglauben, zu ienem Glauben, der in fünf Minuten gelehrt und gelernt werden kann, zurückkehre. Geschieht dis nicht, so

wird man sehen, was für ein Ende es nehme. Die Welt ist nun einmal auf andern Seiten zu aufgeklärt, als daß sie sich in Glaubenssachen noch gängeln lassen sollte; thut sie aber auch nicht recht daran, wenn sie sich dieser Gängelung widersetzt?

Sechs und achtzigste Stunde.

Herbstempfindungen im Freien.

An diesem schönen Herbsttage will ich dich, o Herbst, auch feiern. Auch du hast dein Gutes und Herrliches, und mit dir simpathisirt so gern der Mann, dem das Alter sich nähert. Aber auch der Jüngling thut wohl daran, wenn er schon Sinn für dich hat; er wird sich dadurch einen schönen Herbst des Lebens bereiten. — —

Wahr ists freilich, daß der Herbst ein Bild der menschlichen Vergänglichkeit ist. Die verblüheten Bluhmen, das fallende Laub — welche natürliche Darstellungen davon! Kann denn aber der Mensch der Vergänglichkeit ausweichen? Ist sie nicht ein- für allemal sein Loos, wie sie das Loos aller mit Leben begabten Wesen ist? Warum wollte er sich also nicht ihr Bild von der Natur vorhalten lassen? Ich dächte, man müsse frühzeitig schon gern hierein willigen; um in der Jugend,

wo man unter Kraftgefühlen und Freudengenüssen seine Vergänglichkeit so leicht vergisst, feierlich ihrer eingedenk zu werden, und sich dadurch angetrieben zu finden, die ernsthaftesten Anstalten zu einer weisen und edlen Verwendung des vergänglichen Lebens zu treffen. Der Mann aber, welcher schon weit in die Jahre hinein ist, und daher auch seine Vergänglichkeit schon stark empfindet, weilt, wenn er weise und edel gelebt hat, gewis gern bei dem Bilde, welches ihm der Herbst der Natur von ihr reicht. Seiner Sache — seiner weitern Bestimmung — gewis, wandelt er getrost unter den verblüheten Bluhmen umher, lässt getrost das Laub von den Bäumen auf sich fallen, und freuet sich sogar, daß nun für ihn auch bald der Winter komme, der ihn zum wahren Lenz seiner höheren Natur einführt.

So ists ebenfals wahr, daß das Frühiahr an Reitzen für die edleren Sinne reicher ist, als das Spätiahr. Die überall wiederauflebende Pflanzenwelt — das iunge muntere Grün der Wälder — die wogenden Getreidefluren — die Blüthepracht der Fruchtbäume — die Rosen und Lilien in den Gärten — der Bluhmenteppich der Wiesen und Auen — die weidenden Heerden — die allge-

meine Heiterkeit in der Thierwelt — das zahlreiche Chor der Singevögel mit ihrem Präfektus Nachtigall, u. s. w. erheben freilich für Gesicht und Gehör den Lenz über den Herbst; ist denn aber der Herbst so ganz arm an Reitzen für Auge und Ohr? Das iunge nicht weniger schöne Grün der aufgegangenen Wintersaat — selbst die artigen Farbenschattirungen der verschidenen Arten von welkenden Laubhölzern in den Wäldern — der reichbelastete liebliche Winterobstbaum — die mannigfaltigen späteren Arten von Bluhmen in unsern Lustgärten — gewähren sie nicht auch noch Augenfreuden genug? Singt nicht auch die Lerche im Herbst? Versucht nicht leise alsdann schon die iunge Nachtigall ihren künftigen Frühlingsschlag? Und — wie ists mit den Reitzen für die übrigen Sinne? Was dem Geruche bei den Bluhmen im Herbst abgeht, das ersetzen ihm alsdann aromatisch duftende Früchte. Das Gefühl aber befindet sich bei der milden Luftbeschaffenheit an einem schönen Herbsttage eben so wohl, wie an einem guten Frühlingstage, und, ist es im Frühling angenehm, sich von der strengen Kälte des Winters zu erholen, so ists ebenso angenehm im Herbst, sich von der drückenden Schwüle des Sommers zu er-

holen. Was vollends den Geschmack anbelangt, so ists sogar ausgemacht, daß ihn das Spätiahr, als eigentliche Früchtezeit, um so reichlicher befri-dige, ie ärmlicher er im Frühiahre, als in der ei-gentlichen blossen Blütezeit, abgespeiset ward. Hierzu kommt dann auch noch manches andere sinnliche Gute, das der Herbst vorzugsweise hat und gibt. Wie schön ists z. B., beim Naturge-nusse den Schaaren von umherfliegenden Insekten nicht mehr ausgesetzt zu sein, welche früher im Jahre den Aufenthalt im Freien so oft zu verleiden pflegen! Wie schön ists, von Gewitterbesorgnissen befreit zu sein, ohne daß die Erde schon vereiset ist, und während daß man noch anmuthig findet die Saatgefilde, die Lusthaine und die Laubengär-ten! Doch — dergleichen Rühmungen des Herbsts sind noch viel zu klein; wie wiegt er durch die voll-brachte Erndte den Frühling auf, der Erndte von weitem blos zeigte! Bei dieser Vorstellung will ich ietzt recht verweilen, und zwar nicht blos als sinn-liches, sondern auch als geistiges Wesen.

Gemähet sind nun die Wiesen — gemähet die Felder; die Vorräthe, welche auf ihnen standen, sind wirklich eingesammlet. Welchen Gefaren wa-ren sie bis dahin ausgesetzt! nun sind sie in Si-

cherheit, sobald mit dem Element Feuer vernünftig umgegangen wird. Für Menschen und Vieh ist nun wieder auf den Winter nicht nur, sondern auf ein Jahr, gesorgt — welch ein süsser Gedanke für den Theilnehmenden! welch ein heiliger Gedanke aber auch für den Gottesverehrer! Wie könnte ein Mensch, der Beides ist, iezt Wiesen und Felder betrachten, ohne sich innig zu freuen, und ohne einen dankbaren Blick über sie weg nach dem grossen Vater und Regirer der Natur zu thun? Man ist zwar immer, wenn man auf den offenen Schauplätzen der Schöpfung ist, wie in einem Tempel, und wird von heiligen Gefühlen durchströmt; das eigentliche Tedeum aber tönt um diese Jahreszeit erst recht aus dem Herzen hervor. Der Reiche verhungert freilich nicht, wenn auch ein Jahr ganz erndtelos wäre, weil er die noch vorhandenen Vorräthe aus den vorigen Jahren auf das theuerste bezahlen kann; wie würde es aber auf einen solchen Fall den Armen gehen? wie vollends den Haus- und Arbeitsthieren, und den zahlreichen Heerden des Landmannes? Doch — weg nun mit dieser Furcht! das Jahr gab seine Erndte, und sie ward glücklich vollbracht. Die Armen leiden nun keine Noth — auch die dem

Menschen nützliche Thierarten leiden nun keine Noth. Menschenwerk blos war dis nicht; es ist vielmehr weit mehr Gotteswerk. Was thun die Wiesenbesitzer zu ihrer Heu- und Grummeterndte? daß sie hier und da einen Graben ziehen, die Maulwurfshügel umwerfen, und etwa einigen Dünger sichs kosten lassen — dis ist Alles; können sie sich auch nur im geringsten einer Saat rühmen? Man kann allerdings auch Gras säen; aber auf den eigentlichen und ewigen Wiesen hat nicht der Mensch Gras gesäet, sondern Gott hats gesäet. Auf den Feldern freilich darf sich der Mensch seiner Saat rühmen; wie würde da Roggen oder Waitzen aufgehen, wenn er ihn nicht angesäet hätte? Ists denn aber am Säen genug, um Erndte halten zu können? Mus die Saat nicht aufgehen? mus sie nicht gedeien? Was kann der Mensch dazu beitragen, daß sie gedeie? Kommt nicht Alles dabei auf die Witterung an, über die er nicht die geringste Gewalt hat? Ja, kann der Mensch auch nur machen, daß seine Saat aufgehe? Hat er, wenn sie aufgeht, auch nur das Mindeste dazu gethan? In der That, die mehresten Säer thun ia nicht eher einen Schritt wieder auf ihr Saatfeld, als bis sie kommen, um zu erndten. O Dank doch dem gros-

sen Menschen- und Vieherhalter, daß nun gemähet sind die Wiesen und die Felder!

Ja, gemähet sind nun die Wiesen — gemähet die Felder; woran erinnert sich der beiahrte und immer wacker thätig gewesene Mann, wenn er auf sie hinblickt? . . . Ich gedachte des Herbsts als eines Bildes der menschlichen Vergänglichkeit; iezt gedenke ich seiner als des Bildes des belohnten menschlichen Fleisses. Traun, die Natur lohnt noch den Schweis, welcher für sie vergossen wird, und lohnt ihn weit zuverlässiger, als Staat und Kirche ihn lohnen; wer nur anhält in der Arbeit für sie, der wird gewis, mehrere Jahre im Durchschnitt gerechnet, reichlich von ihr dafür bezahlt, und in keinem Jahre verlässt sie ihn ganz. „Doch, auch mein Fleis — spricht der Edle, der schon im Herbste des Lebens ist, wes Standes er auch sei — blieb so wenig unbelohnt, als des Landmannes Fleis; auch ich erndtete die Früchte davon, und geniesse sie nun. Wohl doch dem, der, so lange er noch bei vollen Kräften ist, auch mit vollen Kräften arbeitet!" Freilich denkt so ein Rechtschaffener auch an die Hindernisse zurück, welche er auf dem Wege zum Lohne seines Fleisses zu bekämpfen hatte; er denkt ebenso an sie zurück, wie

der Landmann nach gehaltener Erndte an die Gefaren zurückdenkt, welche der Ausbeute seiner Saaten droheten. Wie aber dieser nun für den glücklichen Ueberhingang der Gefaren dankbar zum Himmel blickt: so feiert er auch mit frommer Andacht das Andenken des Allsegnenden, der ihn stark genug machte, die Hindernisse zu besiegen.

Wenn gleich schon längst Herbst ist, so zeigt sich doch der Landmann noch immer geschäftig auf seinen Fluren und Auen, und fährt damit so lange fort, bis es völlig zuwintert. „Auch ich — denkt der beiahrte Thätige, wes Standes er auch sei, wenn er Zeuge hiervon wird — mus noch thun, was ich kann, um den Herbst meines Lebens noch nützlich zu machen, bis einst für mich Winter wird. Nur dann erst, wenn die Natur mir weiteres Arbeiten verbietet, darf ich aufhören, zu arbeiten.“ An seinen Winter denkt er, wie gesagt, mit Freuden; denn es verhält sich mit demselben, wie mit dem Winter der Natur, ia, noch besser. Sein Winter führt ihn nicht nur in neues Schönes, sondern in das Allerschönste.

Sieben und achtzigste Stunde.

Das Prophetenwesen.

Es ist oft gar keine Kunst, noch weniger bedarf es einer höheren Eingebung dazu, Andern vorherzusagen, wie es ihnen gehen werde. Man kann ihnen Gutes — man kann ihnen Böses vorhersagen; man kann Beides vorhersagen einzelnen Personen, ganzen Familien, ia, ganzen Staaten. Dem Guten gebürt überall der Vorrang; ich will also auch bei ihm anfangen.

Wenn z. B. ein iunger Mensch sich gelehrig, geschmeidig, betriebsam und gesittet zeigt — was kann man ihm weissagen, getrost weissagen? Dis, daß er ein geschickter, brauchbarer, nützlicher und verdienstvoller Mann werden werde, daß er in der Welt sein Brodt machen, von seinen Mitbürgern geschätzt und geliebt werden, und Freunde und Gönner finden werde, die ihn noch immer weiter befördern... Oder wenn z. B. eine neue Men=

schenfamilie sich vernünftig anbauet und einrichtet, wenn herzliche Liebe die beiden Anbauer zusammenführt, wenn der Geist der Thätigkeit, der Wirthschaftlichkeit und des Geschmacks am häuslichen Leben gleich frühzeitig bei ihnen einkehrt, und wenn sie hernach die Kinder, mit welchen die Vorsehung sie segnet, wacker erziehen — was kann man so einer Familie weissagen, getrost weissagen? Dis, daß sie nicht nur immer eine der besten und glücklichsten Familien im Orte sein, sondern daß sie auch der Stamm von vielen gleichguten und gleichglücklichen Familien in kommenden Generationen werden werde... Oder wenn z. B. in einem Staate Religion und Tugend herrschen, und die Gesetz geber auch die ersten Gesetz halter sind, wenn Grosse und Kleine daselbst Mitbürgersinn und Vaterlandsliebe athmen, und wenn besonders die, welche zur Nothwehr für das Vaterland da sind, Tapferkeit und Heldenmuth besitzen — was kann man so einem Staate weissagen, getrost weissagen? Dis, daß er lange bestehen, zu einem immer noch höheren Flore steigen, und seinen Feinden so furchtbar werden werde, daß sie alle Lust verliehren, ihn iemals anzufallen.

Ebenso kann man aber auch Böses weissagen, ohne in einer andern Prophetenschule, als in der gemeinen, aber doch hohen Schule der Erfarung, gebildet worden zu sein. Wenn nemlich z. B. ein junger Mensch nichts lernen will, faul und noch dazu übergeben ist, und sich schon auf die lüderliche Seite legt — was kann man ihm weissagen, geradezu weissagen? Dis, daß er ein Taugenichts werden, Brodtlosigkeit, oder doch Schimpf und Schande, sich zuziehen, und vielleicht gar den Tod auf dem Bette der Schande sterben werde ... Wenn ferner z. B. eine Famlilie gleich übel errichtet wird, wenn die Gatten sich zu einander gesellen, ohne wahre Zuneigung zu einander zu haben, und daher bald ausserhäusliche Vergnügungen suchen, und darüber Wirthschaft und Kinderzucht vernachlässigen — was kann man so einer Familie weissagen, geradezu weissagen? Dis, daß sie eine der schlechtesten und unglücklichsten Familien im ganzen Orte werden werde, und daß die Kinder des Hauses nicht nur den Eltern Gram und Schande machen, sondern auch die schlechte Erziehung, welche sie erhalten haben, auf ihre Nachwelt fortpflanzen werden ... Wenn ferner z. B. in einem Staate Irreligiosität und Immoralität Ueberhand

nehmen, Luxus aller Art an die Stelle eines vernünftigen und mässigen Lebensgenusses in allen Ständen tritt, die Vaterlandsliebe erstirbt, und die, welche zu Kriegszeiten die Heldenrolle übernehmen sollen, Weichlinge, Tänzer und Spieler werden — was kann man so einem Staate weissagen, geradezu weissagen? Dis, daß er bald ein Ende mit Schrecken nehmen, und nachher noch obendrein seinen Verwüstern zum Gespötte dienen werde.

So weissagte der Prophet von Nazaret dem jüdischen Staate den völligen Untergang, und seine Weissagung traf richtig, auch bis auf den Umstand sogar richtig, ein, daß die damalige Generation noch nicht ganz ausgestorben sein würde, wenn die Verwüstungen anhüben. Er konnte so weissagen, ohne Prophet zu sein; denn er war unter der jüdischen Nation geboren und erzogen, und kannte also ihren Rebellionsgeist, den freylich der harte Römerdruck erzeugte, der sie aber doch in ihrer schwächlichen Wehrlage gar jämmerlich kleidete. Wenn ein Volk, das sich einmal hat unterjochen lassen, das fremde Joch wieder abzuschütteln versucht, ohne stark genug dazu zu sein, so handelt es schon thöricht, weil es seine Lage dadurch nur

noch drückender macht, indem seine Ueberwinder es nun noch mehr beschränken werden; wenn es aber dergleichen Versuche wiederholt, so kann's nicht anders kommen, als daß die Ueberwinder ihm endlich das Garaus machen ... Aehnliche und auch eben so eingetroffene Weissagungen des Bösen für ganze Staaten und Länder, wie die des Propheten von Nazaret war, finden sich in der Völkergeschichte vor und nach ihm — höchstens mit dem Unterschiede, daß die, welche sie thaten, sie aus irgend einem andern Grunde thaten. So weissagte wohl der Eine von ihnen seiner noch ganz freien Nation Verderben, weil sie sich der Ueppigkeit ergab, und dadurch immer untapferer, und also auch wehrschwächer, ward. So weissagte auch wohl ein Anderer blos darum seinem Staate kurzes weiteres Bestehen, weil Vergrösserungssucht ihn zu schnell zu einem Kolos machte, als daß solcher nicht bald wieder in sich selbst zusammenstürzen müsse. So weissagte auch wohl noch ein Anderer seinem Volke Jammer, weil die, welche es gemeinschaftlich regirten, um die Oberherrschaft sich zu streiten anfingen, wodurch bürgerliche Kriege, die verderblichsten unter allen Kriegen, entstehen musten. So weissagte endlich auch

wohl noch ein Anderer seinem Vaterlande, das aus einem Staatenbunde bestand, den Untergang, weil die Bundeshäupter nicht nur einander verliessen, wenn sie von ihrem gemeinschaftlichen Feinde angefallen wurden, sondern sich auch selbst unter einander anfielen, so, daß es diesem äuserst leicht werden muste, nach und nach, wohl gar in kurzer Zeit, sie insgesamt zu besiegen.

Ich kehre von dieser Digression auf die bösen Weissagungen für ganze Völker und Länder zu dem Weissagen des Bösen für Andere überhaupt zurück; wer dieses Geschäft übernimmt, der betreibe es ia mit dem menschenfreundlichsten Herzen. Was hierunter zu verstehen sei, will ich mir iezt deutlicher machen.

Daß man sich damit gar nicht abzugeben habe, sobald es Andere betrift, auf die man gar keinen Einflus hat, ist an sich gleich klar; man würde sich offenbar ganz vergebliche Mühe dadurch geben. Bei solchen Menschen aber nun, auf die man Einflus, wohl gar starken Einflus, hat, und um die man sich also zu bekümmern verbunden ist, mus man das böse Weissagerwesen nicht zuerst, sondern zulezt, betreiben; mit andern Worten — man mus, ehe man ihnen Elend weissagt, vorher auch

Alles thun, was man thun kann, um sie von diesem Elende zu retten. Die Verabsäumung hiervon kann nicht besser veranschaulicht werden, als durch das Bild eines Vaters, der seine väterliche Korrektion an seinem zur Dieberei geneigten Sohne damit abthut, daß er ihm blos zuruft — höre, du wirst noch einmal am Galgen sterben! — oder auch durch das Bild einer Mutter, die ebenfals ihre mütterliche Korrektion an ihrer zur Lüderlichkeit geneigten Tochter damit abthut, daß sie ihr zuruft — höre, du wirst noch einmal in der Charité sterben. Aufsicht, genaue und treue Aufsicht mus man über dergleichen Menschen, von welchen hier die Rede ist, führen, und sie genau beobachten, ehe man ihnen Elend weissagt; aufmerksam mus man sie auf sich selbst machen, und sie zum Nachdenken über das Schicksal, welches sie sich zu bereiten ausgehen, bringen. An bidern und starken Ermahnungen an sie mus man es nicht fehlen lassen, abzustehen von ihrem Bösen. Zu erschweren ihnen die Fortsetzung desselben auf alle mögliche Weise mus man sich bestreben, und, durchbrechen sie alle dergleichen Erschwerungen, so mus man, wenn die Vorboten ihres künftigen Elends schon zahlreich anrücken, mit aller Kraft seines

Herzens und Mundes in sie dringen, noch die letzte Rettungszeit zu benutzeu, und sich zu bessern. Nur dann erst, wenn man dis Alles gethan hat, und wenn das Thun davon nichts helfen will, darf man ihnen mit Anstand Böses weissagen; sonst müste man sich als Weissager mehr schämen, als sie, denen man weissagt.

Wenn man dann aber auch das böse Weissagen auf solche Weise betreibt, so mus man doch zeigen, daß man es ungern betreibe. Ist und bleibt es denn nicht ein trauriges Geschäft, Andern überhaupt Böses zu weissagen? Wer ein menschliches Herz hat, dem blutet gewis sein Herz dabei, so oft er es verrichtet. Böses nun vollends solchen Menschen weissagen zu müssen, für deren Wohl man sich zu verwenden ganz besonders verpflichtet ist, und auch sich redlich, aber darum, weil sie nicht hören und sehen wollen, ebenso vergeblich, als redlich, verwendet — welch ein Jammer aller Jammer! Man gebe ihnen also dabei seine tiefe Traurigkeit zu erkennen; vielleicht macht man dadurch noch heilsame Eindrücke auf sie.

Wäre es aber auch wohl mit dieser Weissagertraurigkeit zu vereinigen, daß man sich hernach darüber ärgern könnte, wenn etwa die böse Weis-

sagung glücklicherweise nicht einträfe? Wer ungern Andern Böses weissagt, der siehts gewis auch gern, daß er zum falschen Propheten an ihnen werde. Sie haben sich dann auch unstreitig doch zulezt noch gebessert; wie mus ihre erfolgte Besserung den erfreuen, dem sie so sehr am Herzen lag! Hätte sie aber auch blos ein unvorherzusehender günstiger Zufall, der wie von Himmel für sie kam, von dem geweissagten Verderben gerettet, wie mus der, der sie so gern retten wollte, den rettenden Zufall segnen!

Ebenso wenig würde es mit der Weissagertraurigkeit zu vereinigen sein, wenn man hernach Wohlgefallen daran haben könnte, daß man richtig geweissagt habe. Wer Andern ungern Böses weissagt, der siehts gewis auch ungern, daß er zum wahren Propheten an ihnen werde. Was sollte ihn denn von dieser edleren Denkart abhalten? Das Ansehen etwa, das er sich mit der Erfüllung seiner Weissagung geben könnte? In der That ein trauriges Ansehen, das ieder Andere sich auch hätte geben können! Nicht einmal hintreten mus der zum wahren Propheten Gewordene, und ausrufen — „es geschieht ihnen schon Recht, haben sie es doch nicht besser haben wollen.“ Freilich

geschieht ihnen Recht; kleidet aber auch nur die geringste Freude darüber den Menschenfreund? Vielmehr, wie man vorbedauerte die Unglückli= chen, wenn sie nicht hören würden, so mus man sie nachbedauern, daß sie nicht gehört haben.

Ist die Büssung, welche dergleichen Menschen leisten müssen, von der Art, daß man ihnen noch Güte erzeigen kann, so mus man, wenn man auch als Weissager von ihnen nicht gehört, wohl gar verlacht, ward, seine Hand doch nicht von ihnen abziehen. Wie man ihnen noch Hülfe leisten kön= ne, müssen die iedesmaligen Umstände an die Hand geben; so aber, wie man sie ihnen noch leisten kann, mus man sie ihnen auch leisten. Vielleicht bewirkt dis bei ihnen ganz zuletzt noch Besserungs= sinn; wer wollte diesen aber nicht in ihnen noch zu bewirken suchen, so lange ihr Puls bei Vernunft noch schlägt?

Gesetzt iedoch, daß auch hierdurch kein Besse= rungssinn in ihnen geregt würde, so, daß sie ganz und gar verlohren gingen — oder gesetzt auch, daß die Büssung, welche sie leisten müssen, gleich von der Art wäre, daß sie total verlohren gingen — so, daß man als wahrer Prophet ihres völligen

Untergangs da stånde, so mus man ihnen auch dann noch nachiammern. Sie waren doch Menschen ... und wie gut håtten sie's haben können, wenn sie gehört håtten! Wie herzzerreissend die Vorstellung, daß ein Mensch schlechterdings nicht hören, sondern lieber völlig verderben, will! —

Eine Betrachtung über das Prophetenwesen, wie ich sie heute anstellte, kann sich wohl nicht menschlicher schliessen, als mit dem Wunsche — „Gott mache mich selten zum Weissager des Bösen für Andere, und gebe dann zuweilen wenigstens, daß ich falsch geweissagt haben möge! Recht oft aber mache er mich zum Weissager des Guten für Andere, und gewähre mir dann iederzeit die Freude, richtig geweissagt zu haben!

Acht und achtzigste Stunde.

Wechselseitige Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander.

Glaube befördert Tugend — Tugend befördert Glauben; Unglaube befördert Laster — Laster befördert Unglauben — — dis sind Sätze, für deren Wahrheit man die gehörige Bürgschaft nicht erst bei der Erfarung zu suchen hat, sondern sie vom gesunden Menschenverstande gleich erhält.

Glaube befördert Tugend. — Hiermit wird keinesweges das alte Muhmenlied beim Gewitter gesungen — „Kind, sei artig, der liebe Gott straft." Auch wird hiermit nicht der alte Gerichtssermon bei Eidesleistungen gerechtfertigt — „Bürger, schwöre nicht falsch, oder du schwörst dich zum Teufel." Sondern — so ists damit gemeiat, wie hier folgt... Wessen Herz schon aus sich für Sittlichkeit und Pflichterfüllung schlägt, der wird sich gewis durch den Gottesglauben noch

mehr dazu angetrieben fühlen. Das Sittengesetz, welches er schon blos darum verehrt, weil er es hat, wird ihm noch verehrungswürdiger dadurch, daß er einen Allerhöchsten annimmt, der es ihm gab. Auf den Beifall desselben kann er, wenn er es befolgt, nun auch eben so gewis rechnen, wie auf den Beifall seines Gewissens; wie sollte er, wenn er auch nicht Blicke auf ihn, als auf den allmächtigen und allgerechten Weltregirer, der Vergeltung handhabt, richtete, nicht doch durch die Vorstellung, daß er ihm, als dem Allweisen und Allheiligen, in seiner Art ähnlich, und deshalb ein Gegenstand seines Wohlgefallens, sei, zur weiteren und noch emsigeren Befolgung der Verordnungen des Sittengesetzes und der Erfüllung seiner Pflichten sich hoch gestärkt fühlen? .. Ebenso, wessen Herz schon dessen ungeachtet, wenn auch mit diesem Leben Alles für ihn abgethan wäre, für Sittlichkeit und Pflichterfüllung schlägt, der wird sich gewis durch den Fortdauerglauben noch mehr dazu angetrieben fühlen. Wenn er schon blos als vernünftiges Wesen für seine moralische Ausbildung mehr, als für sein äuserliches Glück, sorgen zu müssen glaubt, wie vielmehr wird er für sie sorgen, wenn er sich zugleich als

unvergängliches Wesen denkt! Was er also auf seiner höheren Seite erwirbt, bleibt ia ewig sein — welch ein Gedanke! Könnten die Geldsüchtigen sich ebenso mit ewigem Behalten ihres Erwerbs trösten, wie entsetzlichweit würde ihr Wucher gehen! Wie? und er sollte nun nicht ganz unersättlich in Erwerbung der Güter des Herzens werden? . . . Wahr ists also — Glaube befördert Tugend.

Wahr aber ists auch — Tugend befördert Glauben. — Was für Ursache hätte denn ein guter Mensch, dem Gottesglauben gram zu sein? Mit Freuden mus er ihn ia vielmehr ergreifen, da ihm selbiger so viel Segen und Trost reicht. Also spricht er — „ich sehne mich nach einem höchsten Urbilde sittlicher Vollkommenheit, dem ich ähnlicher von Zeit zu Zeit werden kann, ohne ihm ie gleich werden zu können. Ich gefalle mir schon; wie mus mich der Gedanke an ein Wesen entzükken, das mir bis zur allerheiligsten und allertiefsten Anbetung wohlgefällt! Ein solches Wesen ist auch gewis da; es ist so gewis da, als der Berg und das Meer da sind, und als ich da bin. Sandkörner — Berg — — Wassertropfen — Meer — — ich Sandkorn, ich Wassertropfe in sittlicher

Hinsicht — — Berg und Meer in sittlicher Hinsicht — Gott, G o t t, G o t t. Nach ihm sehne ich mich nicht nur als nach einem Allervollkommensten, sondern auch als nach einem obersten Regirer des Schicksals. Mir selbst, oder den Umständen, möchte ich um keinen Preis überlassen sein; wie würde es da um meine Ruhe stehen? So aber ist mir wohl, wenn Er ist; geliebt von ihm, hoffe ich auf ihn, und bin überzeugt, daß er Alles so für mich leiten werde, wie es für mein höheres Bestes, für meine sittliche Ausbildung, am heilsamsten ist. Er ist aber so gewis, als die Sterne am Himmel sind; wie könnte ich ihr Flammenheer betrachten, ohne an ihn, an einen Allvater und Allherrn des Universums, zu glauben?"
... Ebenso — was für Ursache hätte denn ein guter Mensch, dem Fortdauerglauben gram zu sein? Mit Freuden mus er ihn vielmehr gleichfals an sein Herz drücken. Ihm liegts ia daran, noch immer mehr sich sittlich auszubilden, und im Guten zu wachsen; mus er sich also nicht nach seiner Fortdauer über das Grab hinaus, wie nach Gott, sehnen, um ewig sich sittlich ausbilden, ewig im Guten wachsen, ewig noch Gott ähnlicher werden zu können? Wie gehts ihm auch oft bei der treue-

sten Erfüllung seiner schwersten Pflichten? Wird ihm nicht in der That der Wunsch nach einer anderweitigen gerechteren Welt abgedrungen? Wenn ihm nun seine ganze höhere Wesenseinrichtung schon zuruft — „mit hier ists für dich nicht abgethan" — so verdoppelt und verdreifacht sein gutes Gemüth diesen Zuruf und die Eindrücke desselben auf ihn . . . Wahr also auch — Tugend befördert Glauben, wie Glaube Tugend befördert. — —

Aber nun auch die schlimme Seite der wechselseitigen Wirkung der Meinungen und Sitten auf einander.

Unglaube befördert Laster. — Hiermit wird keinesweges gemeint, daß man kein guter Mensch sein könne, ohne sich zu einem dreieinigen, oder gar dreifaltigen Gott, und zur Auferstehung des Fleisches zu bekennen; auch nicht einmal, daß sittliche Güte ohne allen Glauben an Gott und Fortdauer unmöglich sei; sondern — so ists damit gemeint, wie hier folgt . . . Wer an sich schon Hang zum Bösen hat, der überlässt sich ihm gewis noch weit mehr, wenn er den Gottesglauben auf die Seite legt. Das Sittengesetz muste ihm immer lästig sein, weil es seinen unrühmlichen Begierden im Wege war; nun wirft er keck die Last

desselben ab, und erklärt es — das grosse Gottesgestifte — für Mönchs- und Eremitenmachwerk. Die Furcht, einem Allerheiligsten zu misfallen, wandelt ihn nun auch weiter nicht an; weil es in seinen Augen einen Solchen nicht mehr gibt. So gibts dann aber auch seiner Meinung nach keinen Richter mehr für ihn, dem nicht auszuweichen ist; welchen Unsittlichkeiten wird er sich überlassen! . . . Ebenso, wer an sich schon Hang zum Bösen hat, der überlässt sich gewis ihm noch weit mehr, wenn er den Fortdauerglauben, wie den Gottesglauben, bei Seite legt. „Wozu, denkt er, soll ich denn das Sittliche an mir auf Kosten des Sinnlichen ausbilden? Im Tode hat es ia Vergang, wie dieses. Ists also nicht klüger, ich betreibe das Sinnliche an mir auf Kosten des Sittlichen, und geniesse so übermässig, wie ich kann? Lasst uns essen und trinken! morgen sind wir todt — dis ist die vernünftigste Losung.“ Auch denkt ein solcher Mensch ferner — „warum sollte ich mir nicht die Uebertretungen ieder noch so sogenannt-heiligen Pflicht, sobald sie mir disseits des Grabes nicht schaden, erlauben, da kein Jenseits ist, und also auch kein Schade davon ienseits, folglich ganz und gar kein Schade davon, für mich erwachsen

kann?" Man betrachte doch nur unsere Bösen! Was hält sie noch einigermassen in Schranken? Ists nicht die Furcht vor weltlichen Strafen? Sobald sie aber diesen zu entgehen wissen, wie unmoralisch handeln sie! Wie werden sie vollends unter aller Menschheit handeln, wenn sie auf diesen Fall auch an kein bevorstehendes Weltgericht glauben!... Wahr ists also — Unglaube befördert Laster.

Wahr ists aber auch — Laster befördert Unglauben. — Wie der gute Mensch gar keine Ursache hat, dem Gottesglauben gram zu sein, so findet sich der böse Mensch sehr dazu veranlasst. Was soll er mit einem Urbilde sittlicher Vollkommenheit, dem er von Zeit zu Zeit immer ähnlicher werden müsse? Wie würde er durch selbiges in seiner Lebensart auf das unerträglichste beschränkt! Weg also damit — denkt er. Wie? setzt er hinzu, die Gewissensstimme sollte eine Gottesstimme sein? Sie ist nichts weiter, als weibisches Kinderstubenvorurtheil, das durch sie immer noch nachhallt. Und — fährt er noch fort, mich vollends mit dem Gedanken zu quälen, daß ich das Misfallen eines Allmächtigen hätte — wie käme ich dazu? Getrost — schliesst er, es ist kein Gott.

Die Natur ist nothwendig da, und nothwendig so da, wie sie da ist. Das Schicksal regirt der Zufall, oder der Gang der Dinge, oder der Mensch selbst. Anders, als so, sich die Sachen vorstellen, und iener einen besondern höchsten Urheber und diesem einen besondern höchsten Regenten geben wollen, ist Schwachheit des Verstandes, ist Frömmelei, bei der man nach einem heiligen Schatten greift, und darüber das Wesentliche, den Genus seines Daseins, einbüsst ... Ebenso — wie der gute Mensch gar keine Ursache hat, dem Fortdauerglauben gram zu sein, so findet sich der böse Mensch sehr dazu veranlasst. Nähme er es für wahr an, daß noch ein höherer Zustand für ihn eintreten würde, so müste er auch zugeben, daß er sich auf ihn zu bereiten habe; wie stände es aber dann um seine grenzenlose Eitelkeitssucht? Nähme er es für wahr an, daß die eigentliche Vergeltungswelt ihm erst noch bevorstehe, wie müste er vor seinen groben Pflichtübertretungen zurückbeben, bei denen er sich doch so sinnlichwohl befindet! So hilft er sich mit dem Unglauben, und spricht — „es ist keine Fortdauer im Tode für mich. Was die Philosophen von ihr ahnen, ist philosophischer Traum; was das Christenthum von ihr spricht,

ist christliches Schwatzwerk. Ich lobe mir den Mosaismus — er weis nichts von ihr. Ich lobe mir ienen allervernünftigsten Ausspruch, daß es dem Menschen im Tode gehe, wie dem Vieh. Es ist an kein besonderes Ich zu denken, das unsterblich und unvergänglich wäre. Die höheren geistigen Kräfte, welche der Mensch besitzt, und die man für die sichern Bürgen desselben ausgibt, sind blosse Heraussprünge aus seiner vollkommeneren Organisation; so bald diese aufgelöset wird, ist auch der ganze Mensch dahin — auf ewig dahin." ... Wahr also auch — Laster befördert Unglauben, wie Unglaube Laster befördert. — —

Erhalte mich, unsichtbarer Allerhöchster, im Glauben an dich und an mich! im Glauben an dich — daß du bist und von Ewigkeit her bist; im Glauben an mich — daß ich so gewis ich iezt bin, auch ewig sein werde! Dieser Glaube wird meinen Sinn immer mehr veredeln, und, ie edleren Sinnes ich dann werde, desto herzhafter werde ich so glauben.

Neun und achtzigste Stunde.

Meine letzten Empfindungen hier.

Auf den Fall, daß ich nicht schnell dahinsinke, sondern Zeit genug behalte, die gewisse Annäherung meines Todes bei vollem Verstande zu bemerken, kann ich die Empfindungen auch schon mit Gewisheit angeben, welche alsdann die letzte Sache meines Herzens noch sein werden.

Da die Erdenbahn dann von mir durchlaufen ist, und ich sie ganz übersehen kann, so mus ia dann auch iener stille Dank, den ich immer so gern gegen Gott übte, den höchsten Grad erreichen. Wie väterlich — dis wird mein allerherzlichstes Bekentnis, das ich dicht am Grabe ablege, sein — hat er, der gütige Oberurheber meines Seins, mich auch von Anfang an bis ans Ende geleitet! Nicht genug, daß er mir, als einem Menschenkinde, iene höheren Kräfte gab, welche die Menschenwelt über die gesamte Thierwelt so unaussprechlich erheben;

sondern er versetzte mich auch von Kindheit an in die zu ihrer Ausbildung erforderlichen äuserlichen Lagen. Eltern hatte ich, die nicht nur für meine körperliche, sondern auch für meine geistige Erziehung sorgen konnten, und wirklich sorgten; Lehrer bekam ich, die sich bei der letzteren an meine Eltern wacker anschlossen, und die sich unsterblich um mich verdient machten. Beide beschützten mich vorzüglich durch Aufsicht und Warnung vor den gewöhnlichen Jugendgefaren und Jugendgreueln so lange, bis meine Vernunft stark genug ward, mich selbst vor ihnen zu beschützen. Als ich hernach in das Alter trat, mit dem sich edle Thätigkeit anhebt, versetzte mich Gott wieder in solche äuserliche Lagen, wie sie zu ihr und zu einer wakkern Anwendung erhaltener menschlichen Ausbildung erforderlich sind. Ich bekam meinen Wirkungskreis, der sich mit der Zeit erweiterte, und wirkte mit Segen in ihm. Freilich geschah dis nicht immer, noch weniger immer in gleichem Grade; aber auch dis ereignete sich blos, um mich zu belehren, daß ich nicht auf mich und auf meinen Wirkungseifer mein ganzes Zutrauen setzen dürfe. Wie viel Freuden habe ich auch während meines Daseins genossen! Wenn es Unglückliche

gibt, deren Leben fast nichts, als Noth, ist, so gehörte ich doch zu ihnen nicht; zum Bösewicht würde ich zulezt noch, wenn ich nicht eingestände, daß mein Leben im Ganzen ein heiteres, frohes Leben war. Die Grundlage davon war Gesundheit, vollkommene Sinnlichkeit und Kraftfülle; es kam dazu, daß ich durch Thätigkeit vor Nahrungssorgen gesichert war, und daß ein freudiger Geist von Zeit zu Zeit über mich ausgegossen ward. Ich war empfänglich für alles Gute, Liebe und Schöne, welches die Natur, die Kunst, die Freundschaft, die höhere und allerhöchste Trautheit, Welt und Haus, der grosse Mitbürgerzirkel und der kleine Familienzirkel, mir darboten; ich war empfänglich dafür, und — hab's genossen. Hab's? Ja freilich, so lautet's nun; mus es mir denn aber nicht genug sein, daß es nun so lautet? Es hätte ia ganz anders iezt lauten können; daß ich aber all das Gute, Liebe und Schöne, dessen ich gedenke, nicht ewig geniessen könne, wuste ich ia vorher. Und — wie mir in ienen schönen Stunden meines Lebens wohl war, als sie schlugen: so ist mir iezt noch nachwohl, indem ich mich an die allerschönsten unter ihnen zurückerinnere. Daß ich nicht ganz ohne Leiden wegge-

kommen bin — welcher Sterbliche könnte dis? — bekenne ich eben so gern; denn sie haben mir alle genützt, und nie war ich in dergleichen verlassen, sondern erhielt vielmehr zuweilen auf eine gar sonderbare Weise Trost und Beistand. An blossen Gefaren, die nicht zu Stande kamen, hat es mir noch weniger gefehlt, und — wie viel habe ich ihnen zu danken! Sie haben mich zu dem unerschütterlichen Gottesverehrer gemacht, der ich bin, haben meinen Verstand, meinen Muth, meine Geistesgegenwart treflich geübt. Jetzt sehe ich auf alles Böse, das mir blos drohete, oder auch wirklich widerfur, als auf überhingegangenes, oder doch glücklich überstandenes, zurück, und bedaure also um so mehr Jeden, der sich, wenn ihm Böses droht, oder auch wohl geschieht, seintwegen so viel Unruhe macht. Der einzige Gedanke, daß er doch auch einst in meine iezige triumfirende Lage kommen werde, müste ihn schon beruhigen können. Ja, ich triumfire iezt wirklich schon über alle Leiden dieser Welt; denn sie sind insgesamt hinter mir. Nur die Todesleiden habe ich noch vor mir; ich vertraue aber dem Allvater, daß er sie mir leicht machen werde. Wie es iedoch damit auch kommen mag — auch sie werden überstanden

nicht nur werden, sondern auch über sie wird triumfirt von mir werden. Nie war ich überzeugter hiervon, als iezt. Ich habe nun gar nicht mehr nöthig, mir die Gründe für einen Glauben an meine Fortdauer vorzuhalten, und immer wieder vorzuhalten; es ist gleichsam, als wäre er schon angehendes Gefühl derselben. So gewis du bist, so gewis wirst du sein — spricht eine Stimme in mir stärker, als ie, die ich ebenso für eine Gottesstimme erklären mus, wie die Stimme „thu recht!“ Bald wird sie in Erfüllung gehen; wie wird mir sein, ach, wie wird mir sein, wenn ich erst auch über den Tod triumfire?! Ich habe alle Hofnung, vernünftiges Bewustsein bis an mein irdisches Ende zu behalten; so soll auch Gott noch hierniden mein lezter Gedanke sein. Als einen Vater will ich ihn denken, der mir, seinem Kinde, schon unaussprechlich v i e l Gutes erzeigt hat, und noch unaussprechlich m e h r Gutes erzeigen wird. Ob ich mich während der allerlezten Zubereitungen der Natur zu meinem Transitus aus Welt in Welt — in der eigentlichen Verklärungsstunde — werde beobachten können, weis ich freilich nicht. Wär's nicht, nun, um so seliger werde ich mich nachher befinden, wenn ich nach einer kurzen Ab-

wesenheit von mir zu mir zurückkehre, und so bei mir bin, wie ich noch nie bei mir gewesen war. Alles sei in dieser Hinsicht dem Oberurheber meines Seins überlassen! Er veranstalte meinen Uebergang, wie er will; ich bin schon in voraus überzeugt, daß ich ihm auch für die Art und Weise, wie er ihn veranstaltete, noch besonders preisen werde.

Wie könnte mein Herz zuletzt diesen Empfindungen gegen Gott sich überlassen, ohne zugleich auch auf das dankbarste für die menschliche Gesellschaft zu schlagen? Hat er mir denn nicht das mehreste Gute, wofür ich ihn pries, durch sie erzeigt? In ihr entstand und erwuchs ich; in ihr bildete ich meine Kräfte aus; in ihr betrieb ich meine wackere Thätigkeit sowohl in, als ausser meinem Beruf und Stande; in ihr fand ich Freunde und Lieben, die das schönste Glück meines Lebens ausmachten, und, trat zuweilen ein Feind gegen mich auf, so war ein mächtigerer Edler, als er, nicht fern, der mich männiglich gegen ihn in Schutz nahm. Wie mus ich des Bösen, das die, welche wider mich waren, gegen mich verübten, nicht über das Gute vergessen, welches die, die für mich waren, mir bereiteten! Ja, unaussprechlich

hat sich die grosse und kleine Geselschaft von Meinesgleichen, die ich sterbend verlasse, um mich verdient gemacht; wie könnte ich, ein Einzelner, meine Verdienste um sie mit den ihrigen um mich messen wollen? Und — wie ginge es mir am Ende noch, wenn ich in einer Einsiedelei stürbe? Aber so werden es die eigentlichen Meinigen in der Welt noch sein, die mir auch die allerletzte Pflege leisten, und mir den Tod und seine Leiden erleichtern. Meine letzten Empfindungen für die menschliche Geselschaft sollen also lauter Segen für sie sein.

„Menschheit — so wird es in mir lauten — du verdienst ein besseres Schicksal, als du seither hattest; du würdest es auch längst schon haben, wenn Humanität auf allen deinen Thronen thronte, beharrlich thronte. Ich hab's ia aber nicht nur lange genug mitangesehen, wie es dir gehe, sondern ich habe auch die Geschichte gelesen, wie es dir gegangen sei. Erdbeben und Pestilenzen haben dir bei weitem nicht so geschadet, als die Kriege. Jene müssen von Zeit zu Zeit sich ereignen — denn wer kann der Natur Vorschriften machen? — diese aber würden gleich aufhören, sich zu ereignen, sobald die Könige insgesamt sich nur

die Vorschrift machten, wahre Könige zu sein, und — wie wohl wäre dir dann! Ich gewesener Augenzeuge deines Jammers — ia, dis war ich, und würde der Freuden unendlichmehr noch gehabt haben, als ich hatte, wenn ich's nicht hätte sein müssen — ich weissage dir nichts beharrliches Besseres. Ich kann dir nur wünschen, daß, da einmal Wechsel guter und schlechter Zeiten für dich sein soll, die schlechten von den guten immer weit schneller verdrängt werden mögen, als diese von ienen, und — dis wünsche ich dir dann auch von ganzem Herzen. Länger siege immer unter dir das Licht über die Finsternis, als die Finsternis über das Licht, das Recht über das Unrecht, als das Unrecht über das Recht, die Freiheit über den Despotismus, als der Despotismus über die Freiheit, der Friede über den Krieg, als der Krieg über den Frieden, die Fülle über den Mangel, als der Mangel über die Fülle! Besonders wünsche ich dir, daß das nächste Zeitalter nach mir auf allen Seiten für dich ein gutes Zeitalter sein, und lange dauern möge; du hast's verdient, arme geplagte Menschheit, du hast's sauer verdient. So gedeihe dann unter dir recht bald die Aufklärung, die Gerechtigkeit, die Jochlosigkeit, die Völkereintracht,

die menschliche Geniessung des Lebens, und gedeihe noch für deine Enkel und Urenkel! Auf Vollkommenes aber, auf Vollkommenes für immer vollends, rechne hierniden nie, so schön sich auch die Aspekten dazu zeigen sollten. Die spätere Geschichte würde sonst nur zu erzählen haben, wie sehr du dich abermals durch den Schein hättest täuschen lassen, nachdem dich doch deine frühere Geschichte, die über und über voll ähnlicher Täuschungen ist, davor genug gewarnt hätte. Du hast eine höhere Bestimmung noch, als die für den Planeten blos, den du ietzt bewohnst, und siedeltest dich nur vor der Hand auf ihm an, um auf seine Sonne überzuwandern; so nimm vorlieb damit, wie es dir auf ihm geht, und freue dich in voraus auf dein Besseres! Nur gebe der, der über dich waltet — dein grosser, allerhabenster Schutzgeist, Gott — daß es dir nie so schrecklich gehe, daß du d a r n a c h s c h m a c h t e n müssest!"

„Mitbürgerschaft, Vaterlandsgeselschaft — so wird es zulezt ferner in mir lauten — du warst eigentlich der kleinere Theil der grossen Menschengeselschaft, unter welchem und durch welchen ich von allen Seiten das ward, was ich ward; so nimm auch besondern Segen von dem dir dafür

dankbar Sterbenden an! O daß es dir doch nach Jahrhunderten noch so wohl gehen möchte, als es dir ging, da ich in dir lebte! Ein eben so milder Regent, als die waren, welche bei meinen Lebzeiten über dich herrschten, folge lange noch immer auf den andern! Bleib in deiner Selbstständigkeit, und werde von keinem fremden Volke, das keine rechtlichen Ansprüche auf dich hat, angefallen und unteriocht! Aendere zwar eigenmächtig von Zeit zu Zeit deine Gesetze und Verfassungen dem Zeitgeiste gemäs; las dir aber keine fremden Gesetze und Verfassungen mit Gewalt aufdringen; noch weniger wirf dich so weg, daß du dergleichen freiwillig annähmest, um nur zu kriechen! Wahrheit und Tugend, Wissenschaft und Kunst, Friede und Freude müssen bei dir hausen, fernerhin hausen, wie sie in meinen Tageu bei dir hauseten! Ach, und daß sie insgesamt ohne Aufhören bei dir hausen möchten!"

„Familie, freundschaftlicher Zirkel — so wird es zuletzt endlich in mir lauten — du warst von der grossen Menschengesellschaft der allerkleinste Theil, mit dem ich am nächsten verbunden war, und am meisten zu thun hatte; so empfange auch den zärtlichsten Ausgus meines Herzens! Ja, ihr

Lieben, die ich nun zu verlassen in Begrif bin, bleibet nach mir noch lange beisammen, und lebet so glücklich, als möglich! Behaltet mich in liebe- vollem Angedenken, und feiert iährlich in frommer Stille den Tag meines Todes! Ich verlasse euch nur der Sichtbarkeit nach; unsichtbar und im Geiste werde ich oft bei euch sein, und im trautesten Beisammensein mit den Unsrigen, die mir vorangingen, wird eurer oft herzlichst gedacht werden. Ich gehe dahin, wo Wahrheit und Tugend, Liebe und Ruhe wohnen; kommt mir zu der von Gott euch bestimmten Zeit dahin nach, und erfüllet bis dahin treu die Pflichten der Unterwelt! Denket bei ieder Fehde, die unter euch entsteht — ach, wenn Er noch bei uns wäre! er legte sie gleich bei — und dieser Gedanke treibe euch an, sie baldigst beizulegen. Denket bei ieder guten That, die ihr verrichtet — ach, wenn Er doch Zeuge von ihr wäre! — und dieser Gedanke mache, daß ihr sie auch recht schön verrichtet. Denket bei jedem unverdienten Leiden, das euch trift — ach, wenn Er es doch mitansähe, uns unterstützte und tröstete! — und dieser Gedanke gebe euch Stärke, euch selbst zu unterstützen und zu trösten. Ich freue mich auf euer Wiedersehen,

das ich mit Gewisheit glaube. Ihr waret meine treusten Begleiter hierniden; ich werde euch dortoben gottergeben erwarten, und euch auch da um eure neue Begleitung bitten. Wie wir das Glück der Erde mit einander theilten, so wollen wir dann auch die Seligkeit des Himmels gemeinschaftlich geniessen. Meine letzte, allerletzte Bitte an euch — machet mir durch Uebermasse von Zärtlichkeit mein Ende nicht schwer!"

Neunzigste Stunde.

Meine ersten Empfindungen dort.

Wie ich, da ich meinen Tod mit Gewisheit vorher weis, mich oft mit den Empfindungen beschäftige, welche die letzte Sache meines Herzens sein werden: so versetze ich mich, da ich ein unerschütterlicher Gläubiger an mein Wiederaufleben bin, auch eben so oft in den Antritt meines zweiten Lebens, und überlasse mich schon in voraus den Empfindungen, welche alsdann wieder die erste Sache meines Herzens ausmachen werden. Es kümmert mich nicht, daß die Welt, wenn sie etwa davon erfüre, darüber spötteln möchte; ich wollt's vielmehr selbst der ganzen Welt sagen können, daß es mit mir so stehe, indem ich das feste Vertrauen zu ihr habe, daß, wenn auch nicht ihr grösserer Theil, doch ihr edlerer Theil — und an seinem Beifalle nur kann mir gelegen sein — diese meine Einsamkeitsweise billigen werde.

„So war's dann doch wahr, wie du glaubtest" — wird das Allererste sein, was ich denke, sobald ich nach irgend einer Art von Schlummer wieder erwache, nach irgend einer Art von Abwesenheit von mir zu mir zurückgekehrt sein werde. Eine unaussprechliche, eine undenkbare Freude hierüber wird mich ergreifen, und mich anfänglich beinahe wieder ausser mich selbst versetzen. Mit Recht nenne ich sie undenkbar; denn mein Selbstbewustsein im ersten Dasein bildete sich sehr langsam, und ich kann die Stunde nicht angeben, in der ichs zum ersten male vollkommen hatte, mein erneuertes Selbstbewustsein aber wird schnell da sein, gleich vollkommen da sein — so etwa, wie es iezt im Kleinen an iedem Morgen, wenn ich erwache, gleich vollkommen da ist — wie wird mir dabei zu Muthe werden? „Triumf, wird es in mir heissen, nun auch über den lezten Schlaf, wie über alle vorige Schläfe! Triumf nun auch über den Tod und über alle seine Leiden! Auch er ist überstanden; auch er ist hinter mir, und wird mir nie wieder bevorstehen. Preis und Glorie dafür dem Oberurheber meines Seins!"

„Ja, aller Wesen Vater und Urquell — werde ich beten — du hast mein unbegrenztes Ver-

trauen, das ich auf dich setzte, mit deiner unbegrenzten Macht und Gnade gekrönt. Zu hoch hattest du dich schon durch meine wesentliche Einrichtung an mir verherrlicht, als daß ich nicht hätte herzlich hoffen und fest glauben sollen, du werdest dich noch höher an mir verherrlichen. So ist dann nun erfüllt die grosse Weissagung, welche du in mein Herz schriebst, und so fühle ich mich nun recht in meiner Vernunftwürde, daß ich mich durchaus an ihrer Erfüllung nicht zweifelhaft machen lies. Ich bin wieder da, wie ich hofte und glaubte — ia, ich bin wieder da, und bin auf immer wieder da. Sieh, Allgewaltiger und Allbarmherziger, auch diesen Glauben, den Glauben an mein Immersein, stärkest und befestigst du in mir nach dem Tode durch die Krönung meines Glaubens vor dem Tode an mein Wiedersein und Weitersein. Nach durchlaufener kurzen Erdenbahn hat sich nun die grosse und unübersehbare Himmelsbahn mir geöfnet, und ich that schon die ersten Schritte auf ihr. Daß viel Ziele mir auch auf ihr gesetzt sein werden, um meine sittliche Vervollkomnung und meinen Seligkeitsgenus zu immer höherer Aehnlichkeit mit deiner Vollkommenheit und Seligkeit zu bringen, will ich

nun eben so gewis glauben, wie ich in meiner Erdenhülle glaubte, daß am Erdengrabe das Ziel aller Ziele mir nicht gesetzt worden sei; Tod aber, Tod im eigentlichen Verstande, wird mich nie wieder aus der Bahn zu dem einen Ziele in die Bahn zum andern leiten, sondern die Ueberleitung wird weit sanfter geschehen — denn an mir ist nichts Sterbliches mehr."

Habe ich dann so, oder auf ähnliche Weise, als Verklärter mein erstes Lobopfer Gott gebracht, wie werde ich mich dem Gefühle der mir geschehenen Verklärung staunend überlassen! Daß dasselbe Ich, dasselbe höhere Selbst, wieder sei, wird keinem Zweifel unterworfen sein; das ganze grosse Heer von Rückerinnerungen an das, was ich auf Erden that, und was auf Erden mir geschah, wird mir ieden Zweifel der Art unmöglich machen. „Wie bist du aber wieder da? in welch einer Hülle bist du wieder da?" — ach, die Antworten auf diese Frage, die Antworten auf diese Frage — wer vermag sie iezt zu geben? „Wie leicht, wie lieblich die neue Hülle! Sie wird nicht mit Gewalt nidergezogen, sondern läſſt sich nach meinem eigenen Gefallen selbst nider; es ist gar keine Last, sie zu tragen, und so bedarf ich in

ihr keiner Ruhe und Erholung von der Tragelast. Ist irgend ein körperlicher Schmerz, den ich empfände, oder ie wieder zu empfinden befürchten müste?" — dis ist allerdings etwas geantwortetes auf die besagte Frage. „Neue Sinne hat zwar die neue Hülle nicht für mich, und konnte sie auch nicht haben, weil sie aus der alten gebildet ward; aber wie erhöhet, wie verfeinert sind meine alten edleren Sinne in ihr! Wann sah, wann hörte ich wohl in meinem ganzen ersten Leben so vollkommen, als iezt gleich? Sogar der unterste Sinn, der Fühlsinn, was ist er mir nun gegen sonst!" — dis ist schon Mehr geantwortet auf iene Frage. Unstreitig lautet aber die vornehmste Antwort darauf also — „Ich denke iezt in der verklärten Organisation das Wichtigste, welches ich in der noch unverklärten bei aller Anstrengung nur klar dachte, ohne alle Anstrengung deutlich — ich will das Edelste, welches ich in der Welt der grobsinnlichen Begierden und der Leidenschaften mitten unter dem immerwährenden Kampfe mit ihnen nur halbherzlich wollen konnte, nun nach Beendigung dieses unleidlichen Kampfs ganzherzlich. So stehts iezt schon um mich, da ich die neue grosse Laufbahn meines Seins kaum antrat;

wie wirds um mich stehen, wenn ich auf ihr schon weit fortgewandelt bin?"

Wenn ich dann so gedacht habe, werde ich mir auch gewis zurufen — „o wohl dir, daß du vor dem Grabe an Leben über das Grab hinaus glaubtest, und dich darnach einrichteteſt! Wohl dir, daß du dein irdisches Sein nicht vertändeltest, sondern zu Schärfung deiner Denkkraft und zu Erwerbung edler Erkentnisse anwendetest! Nun bist du recht geschickt zum Reiche der Wahrheit, in dem du dich befindest. Wohl dir, daß du den Begierden nicht fröhntest, sondern gewissenhaft handeltest, und dich auch durch Hofnung und Furcht vom Guten nicht abhalten liessest! Nun bist du recht geschickt zum Reiche der Tugend, das dich aufnahm. Wohl dir, daß du mitten in deinen Erdenleiden ein frommer und traulicher Gottesverehrer bliebst! Nun bist du recht geschickt zum Reiche der höheren Anbetung Gottes, dessen Bürger du wardst. Wohl dir, daß du Sinn für die schöne Natur auf der Unterwelt hattest! Nun bist du recht geschickt, die Schönheiten der Oberwelt zu geniessen, die deine ewige Heimat ward."

„Ach — werde ich nach diesem letzten Gedanken ausrufen — nun blicke recht um dich her, wie

herrlich ist die neue Welt! Es gab Paradise dort- unten, und du wandeltest in ihnen; aber was war das berühmteste und bereisteteste unter ihnen gegen den Anblick, den der blosse erste Eintrit gleich hieroben gewährt? Wie wirds weiterhin sein — o wie wirds weiterhin sein?! Und du, Sternhimmel über mir und neben mir, mit welcher noch nie empfundenen Anstaunung deines und meines Schäpfers erfüllst du mich! Du weissest es zwar nicht, aber ich weis es noch, wie ich oft unter dir, wenn die Erden- sonne untergegangen, und auf der Erde Mitter- nacht war, hinknieete, und Hände und Herz zu dir erhub; ach aber — was ist das Staunen, welches ich dabei empfand, gegen das Ueberstau- nen, welches ich iezt empfinde? Sonnen, lauter Sonnen alle die unzählichen Sterne und Sternlein, welche ich in den Thälern des Todes schon erblick- te! Daß sie dis wären, glaubte ich damals bereits; aber nun schaue ich, was ich glaubte, und der Verklärung meines Sehesinnes habe ich es zu dan- ken, daß ich nicht nur des Anblicks so unzählicher Sonnen fähig bin, sondern ihn auch auf das un- nennbarste maiestätisch finde."

„Nicht nur phisischhimmlisch — werde ich, wenn ich so gedacht habe, hinzusetzen — ist gleich

der Eintritt in die neue Welt, sondern wie kündigt auch Alles gleich hier Frieden, Freundschaft, Liebe und aus ihr entspringende Seligkeit an! Welche Stille hier, und welche Thätigkeit zugleich! welche menschenfreundlichthätige Stille! welche still-menschenfreundliche Thätigkeit! Wie die Natur hier den Bürgern keine Leiden mehr macht, so machen auch die Mitbürger kelbst einander keine Leiden mehr. Has Einzelner gegen einander ist hier nicht mehr Sitte; Völkerhas und Völkerkrieg noch weniger. Die Einzelnen, welche sich auf der Erde hassten, bieten einander hier ausgesöhnt die Hand; die Völker, welche Krieg auf der Erde unter sich führten, verzeihen ihren Regenten, die sie dazu verleiteten, und diese Regenten stehen beschämt im Hintergrunde darüber, daß sie der Völkerverzeihung bedürfen ... O wie hocherfreut denkt man aus diesem Vaterlande der Ruhe und Zufridenheit nach dem verlassenen Pilgerlande, Erde genannt, zurück! Welche Leiden gabs da! welche Leiden aller Art! welche Leiden besonders für den theilnehmenden Menschenfreund! Doch — die Erde selbst hatte an der kleineren Hälfte davon kaum Schuld, und auch für diese wollte sie immer reichlich entschädigen, wenn man sie nur nicht in der

Entschädigung gestört hätte. Eben darum verlies ich sie auch nicht mit Has, sondern mit Liebe gegen sie; nicht mit Flüchen, sondern mit Segenswünschen, verlies ich sie. Konnte ich schon so dankbar handeln, als ich blos noch meinte, ich würde von ihr, wie aus einer Menschenbaumschule, auf einen besseren Stern verpflanzt werden: wie noch mehr mus ich iezt so handeln, da diese Verpflanzung mir wirklich geschehen ist! Ja, es bleibe bei meiner alten Liebe zu dir, schön geschaffene, fruchtbare, wohlthätige Erde! es bleibe ewig bei den Segenswünschen, mit welchen ich dich verlies! Daß ich nun hier, wo ich iezt bin, lieber bin, als auf dir, dafür kannst du nicht; ich wäre ia aber doch nicht hier nun, wenn ich nicht erst auf dir gewesen wäre. So sei ferner die Baumschule der Menschheit, so lange der Herr Zebaoth, der Urheber und Regent des Sternenheers, es will! Leide nur solche Erbebungen und Ueberschwemmungen, die schlechterdings sein müssen, wenn du im Ganzen bestehen sollst! Habe nach iedem Winter deinen Frühling wieder, und reiche, so lange es auf dir Menschen gibt, in deinen herrlicheren Gefilden ihnen immer so einen Anblick dar, der die Paradise vorbildet, in die sie von dir auf=

verpflanzt werden sollen! Was mich auch vorzüglich dir dankbarergeben erhält, sind meine Lieben, die mir vorangingen, und die ich hier wiederfinde; so gewis ich diese hier wiederfinde, so gewis werden mich auch die übrigen Lieben, welche ich auf dir zurücklies, hier wiederfinden. Habe ich sie denn aber nicht insgesamt auf dir zuerst gefunden? Wie verschönert es mir den Himmel, daß ich sie auf dir fand!"

Kaum werde ich so bei mir gedacht und ausgedacht haben, so wird ein vorangegangener Geliebter nach dem andern sich mir nähern... Endlich wieder mit uns? — werden sie mir zurufen — ach, wie sehnten wir dich zu uns so lange! Ja, endlich wieder mit euch — werde ich ihnen erwiedern — ach, und wie freuete ich mich schon lange darauf!.. Als Verklärte umarmen wir uns dann; als Verklärte drücken wir einander an unser Herz, und — so sind wir zusammen ganz im Himmel. Sobald wir aus der ersten Himmelsextase der Freundschaft und Liebe einigermassen zu uns selbst zurückkehren, werde ich ihnen mein grosses Anliegen eröfnen. „Ihr seid nun schon seit geraumer Zeit hieroben, und mir überall weit vor; helfet mir, daß ich nicht zu lange so weit hinter euch zurück-

bleibe! Ich kam mit meiner alten Gelehrigkeit, Tugendliebe und Wärme für alles Gute und Schöne zu euch; so unterrichtet mich in den Wahrheiten des Himmels — gehet mir mit den allerreinsten Beispielen vor — weihet mich in die Geschäfte ein, die man hier hat — machet mich mit den Reitzen, die man hier geniesst, vertraut! Ihr werdet einen guten Schüler, Nachfolger, Mitarbeiter und der Seligkeiten Mitempfänglichen an mir finden, und ich gelange dann durch euch früher in ieder dieser edlen Hinsichten dahin, wohin ich mich zwar wohl selbst und allein, aber doch nicht ohne Zeitverlust, geschwungen haben würde. Dazu gehört dann freilich unser fleissiges Beisammensein; wie solltet ihr aber nicht gern so oft, als es hier die Wirksamkeit für das Ganze und seine Haupttheile zulässt, mit dem beisammen sein, mit dem ihr in der Gräberwelt so gern beisammen waret, und den ihr ietzt so herzlich wiederaufnahmet? Was für reichhaltigen Stof werden uns dann auch die Rückerinnerungen an die wichtigsten Scenen unseres verstrichenen irdischen Beisammenseins zu den herzerhebensten Unterhaltungen liefern! Wie das Irdische schon so tief eingrif in das Himmlische — wie ieder Schicksalsknote durch dieselbe Gotteshand, wel-

che ihn unauflöslich geschürzt zu haben schien, so herrlich aufgelöset ward — wie es uns einst ganz so gehen muste, als es uns ging, wenn es uns iezt ganz so gehen sollte, wie es uns geht — — ach, wie viel Gottverherrlichendes haben wir mit einander darüber zu sprechen, gewis lange, lange noch, wohl gar ewig, zu sprechen! Wählet hierzu sogleich die schönsten Pläze, welche ihr schon kennet, und gegen die die Paradise der Erde halbe Wüsteneien sind! Führet mich auf sie, und simpathisiret da mit mir über Erde und Himmel, über Zeit und Ewigkeit, noch höher, als ich mit euch darüber simpathisiren kann! Führet mich dann aber auch zu unsern Voreltern, die es werth sind, von uns geschäzt und geliebt zu werden! Ja, führet mich auch nach und nach zu den Weisesten und Edelsten alter und uralter Menschheit, die ihr schon von Person kennen lerntet, und versichert ihnen in voraus, daß ich auch nicht ganz unwürdig sei, ihre persönliche Bekantschaft zu machen! **Uns** aber, **uns** lasst ewig am liebsten beisammen sein!!!"

Ende des dritten und lezten Theils.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Sintenis

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur

Bd.: 3

Leipzig (1811)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3518 -3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273811-4